

Ion Karagounis



Mit dem Zug durch Zentralasien und China

Auf der Seidenstraße
von Schaffhausen nach Shanghai



Ion Karagounis

Mit dem Zug durch Zentralasien und China

Ion Karagounis

Mit dem Zug durch Zentralasien und China

Auf der Seidenstraße von Schaffhausen nach Shanghai

Mit Fotos von
Ion Karagounis und Christina Rütimann

2. Auflage 2004

Inhalt

Endstation Bialystok	7
Alles legal im Kasachstan-Express	15
Ein neuer Volksheld für Usbekistan	30
Wo einst die Teppiche flogen.	40
Wilde Blumen, Bären, Banditen und Beamte	58
Das Rennen über den Pass.	70
Auf der Straße des Volkes	82
Kalpaks, Kröpök und DVD am Karaköl	92
Den Lehmhäusern auf der Spur	99
China braucht uns nicht.	110
Ein Hauch von Tibet	124
Wo der Himmel auf die Erde kommt	134
Zu Besuch bei der Minderheit	147
An den Massen kommt niemand vorbei	162
Ganz im Westen	175
Nachwort	183
Anhang.	186
Leseempfehlungen.	187
Reiseetappen Tag für Tag	189
Karten	192
Der Autor	195

Endstation Bialystok

Der rote Schein der Schlusslichter löst sich in der Nacht auf. Es ist drei Uhr. Unschlüssig stehen wir auf dem Bahnsteig, frösteln. Was haben wir hier verloren?

Der Lehrer, der uns später Geld wechseln wird, beharrt auf der Frage, immer wieder:

»Wieso kommt ihr in den Osten Polens, nach Bialystok?«

Er schüttelt den Kopf.

»Aus der Schweiz in diese gottverlassene Stadt? Warum bloß?«

Wir können es ihm nicht erklären. Denn es übersteigt auch unsere eigene Vorstellungskraft, unser Gefühl für Zeit und Raum. Sind wir doch unterwegs von Schaffhausen nach Shanghai. Neunzehn Stunden haben wir hinter uns, siebzig Tage vor uns. Sanft eintauchen in fremde Kulturen ist das Ziel unserer Reise. Und die Eisenbahn scheint uns das geeignete Fortbewegungsmittel dazu zu sein. Zuerst durch Russland, dann entlang der alten Seidenstraße durch Zentralasien und schließlich vom westlichsten Punkt Chinas bis nach Shanghai soll sie uns bringen. Durch die zentralasiatischen Staaten Kasachstan, Usbekistan und Kirgistan, in denen nach dem Ende der Sowjetunion ein stiller, aber großer Wandel stattgefunden hat. Dann durch Chinas Westprovinz Xinjiang, wo sich entscheiden wird, ob China als Ganzes Bestand haben kann oder ob es in seine ethnischen Einzelteile zerfallen wird. Und als Letztes quer durch das Zentrum Chinas, wo sich die Gesellschaft trotz starrer politischer Strukturen rasant ändert.

Vorerst sitzen wir jedoch in der ostpolnischen Stadt Bialystok fest. Das Abteil im Nachtzug Warschau–Sankt Petersburg haben wir nach nur drei Stunden Fahrt geräumt. Sollte unsere Reise zu Ende sein, bevor sie richtig begonnen hat?

Am Morgen zuvor waren wir noch zuversichtlich. Monate-lange Reisevorbereitungen lagen hinter uns, als wir in den Inter-city stiegen, nach Stuttgart fuhren, umstiegen, dann weiter nach Berlin. Wir hatten Bücher studiert, Varianten diskutiert, die Reise-route festgelegt. Wir hatten uns über die politische Situation informiert, über mögliche Gefahren, über gesundheitliche Risiken. Zudem Sprachkenntnisse erworben, meine Partnerin Christina in Russisch, ich in Chinesisch. Schließlich Fahrkarten reserviert, lokale Führer organisiert, Visa besorgt für Russland, Kasachstan, Usbekistan, Kirgistan und China.

Die erste Ungewissheit dann im Eurocity von Berlin nach Warschau. Ob wir ein Visum für Weißrussland hätten, erkundigte sich der Finanzberater aus Lettland, der mit uns fuhr. Nein, ein Visum für Weißrussland sei nicht nötig, hat man uns in Zürich versichert.

»Nicht nötig? Das glaube ich nicht. In Weißrussland ist doch noch alles gleich wie zu Sowjetzeiten!«

In Warschau Zachodnia stiegen wir um. Zachodnia? Das sei der schlimmste der drei großen Bahnhöfe Warschaws, bemerkte der Finanzberater zum Abschied. Neben Zachodnia, den westlichen, gibt es in Polens Hauptstadt noch Centralna und Wschodnia, den zentralen und den östlichen Bahnhof.

Trostlos war Zachodnia allerdings, nicht bloß, weil es auf Mitternacht zuging. Eine nackte Unterführung mit einer verbarri-kadierten Imbissbude. Ein kahler Warteraum, zerschlagene Scheiben, blaue Sitzschalen aus Kunststoff, darin einige Reisende und einige Gestrandete. Passend dazu das spärliche Informationsangebot: die Abfahrtspläne unklar und die Durchsagen unverständlich. Abfahrtanzeigen auf den Bahnsteigen fehlten ebenso.

Endlich im Nachtzug nach Sankt Petersburg, Centralna und Wschodnia bereits hinter uns, holte uns der Zugführer aus dem Abteil.

»Habt ihr ein Visum für Weißrussland?«

»Nein, das ist doch nicht nötig.«

»Aber sicher! Glaubt ihr mir nicht? Ich hole euch einen Schweizer, der wird es euch bestätigen.«

Keine Chance, Weißrussland ohne Visum zu durchqueren, erzählte dieser zehn Minuten später. Zwei Tage sei es her, als man ihn an der Grenze aus dem Zug geholt und zurück nach Warschau geschickt habe. Jegliche Überredungsversuche seien vergebens gewesen.

»Die Fahrt nach Weißrussland könnt ihr euch sparen. Am besten steigt ihr bereits in Bialystok aus.«

Das taten wir dann auch. Allerdings erst, nachdem wir der Wagenbegleiterin noch je einen Dollar abgeliefert hatten, um unsere Fahrkarten zurückzuerhalten. Diskutieren zwecklos. Wir hätten die Verpackung der Bettwäsche bereits geöffnet, lautete ihre Begründung.

Dies wird nicht das einzige Mal auf unserer Reise sein, dass wir für nicht erbetene oder phantasievoll erfundene Dienstleistungen Geld loswerden. Es findet immer einen Weg von denen, die es haben, zu denen, die es nicht haben. Wem diese Grundregel einer Reise in ärmere Länder nicht behagt, bleibt besser zu Hause.

So stehen wir jetzt auf dem Bahnsteig von Bialystok und diskutieren wieder Varianten. Ein Visum zu beschaffen, benötigt mindestens zwei Tage. Also Weißrussland umfahren, zuerst nordwärts an die litauische Grenze, dann in die Hauptstadt Vilnius, Ankunft in zirka zehn Stunden. Und dort? Weiter reichende Fahrpläne gibt es nicht hier. Eine Karte haben wir auch nicht, denn unsere Planung begann erst östlich von Sankt Petersburg. Die entscheidende Information fehlt: Quert die Bahnlinie später doch noch Weißrussland? Das würde den Umweg über Litauen sinnlos machen.

Es bleibt nur noch eine Möglichkeit. Zu tun, was wir über-

zeugt waren nicht zu tun: fliegen. Zurück nach Warschau und dann im Flugzeug nach Moskau.

Zuerst besorgen wir uns Fahrkarten. So abgelegenen Bialystok sein mag, der Schalter ist selbst um drei Uhr morgens geöffnet. Die Dame am Schalter ist entrüstet:

»Bezahlen in Deutschmark? Aber bitte, wir sind hier in Polen!«

Russisch sprechen und in Mark bezahlen wollen – das ist wohl etwas unsensibel, da haben wir den polnischen Stolz gleich doppelt verletzt.

In diesem Moment kommt uns der Lehrer zu Hilfe und wechselt uns Geld. Er spreche nur schlecht Englisch, entschuldigt er sich immer wieder.

»Aber mein Sohn, der muss einmal gut Englisch können. Das ist enorm wichtig heute!«

Und er kann einfach nicht begreifen, was wir auf einem polnischen Bahnhof verloren haben.

»In der Schweiz, da seid ihr doch so reich. Warum kommt ihr mit der Bahn hierhin, und nicht mit dem Auto?«

In Moskau hat sich die freie Marktwirtschaft bestens etabliert. Zumindest jene, bei der das Angebot an Arbeitskräften größer ist als die vorhandene Arbeit. Hinter der Zollkontrolle hat sich eine lange Schlange von Menschen gebildet. Alles Taxifahrer, die uns in die Stadt bringen wollen. Sie zupfen uns an den Ärmeln, ihre »Taxi«-Rufe gellen ins Ohr.

Zuerst begeben wir uns zum Buffet in der Ankunftshalle, um einen Orangensaft zu trinken. Zwei Taxichauffeure folgen uns.

»Taxi, Taxi!«

Dann wechselt Christina im Obergeschoss Geld.

»Taxi, Taxi!«

Nicht mit uns! Am Informationsschalter erkundigt sich Christina, auf welchem Bahnhof der Zug nach Sankt Petersburg fährt und mit welchem Bus wir dorthin gelangen können.

»Taxi, Taxi!«

Sie wissen, dass wir irgendwann dieses Gebäude verlassen müssen.

45 Minuten dauert die Fahrt im Taxi zum Bahnhof. Wir haben Glück. Es gibt noch Plätze in einem Zusatzzug nach Sankt Petersburg um zehn Uhr abends. Zwar nur Sitzplätze, aber immerhin.

Wir wähnen uns im falschen Zug. Ein Großraumwagen, Mittelgang, links und rechts Sitzbänke mit je drei Plätzen, die Lehne reicht knapp bis an die Schultern. Ein Blick auf die übrigen Reisenden bestätigt jedoch, dass wir im richtigen Zug sitzen. Sie sind nicht minder erstaunt. Empörung schwingt mit in ihren Stimmen, es hagelt bissige Kommentare. Aber nur kurze Zeit, dann schicken sie sich ins Unausweichliche, akzeptieren die Umstände. Typisch russisch, bin ich versucht zu sagen. Ein Klischee zwar, aber offensichtlich mit einem wahren Kern.

Man setzt sich, richtet sich ein für die nächsten acht Stunden und stellt sich darauf ein, nicht aufs WC zu müssen, weil es keines hat. Man liest, faltet die Jacke zum Kissen, döst, schläft ein. Kurze Zeit später erwacht man wieder, dehnt den steifen Nacken und nickt wieder ein.

Trotzdem fühle ich mich gut aufgehoben in diesem Großraumwagen, fast wie in einer großen Familie. Die Stimmung ist gelöst und friedlich. Nicht wie gestern in diesem verlassenen Bahnhof Zachodnia, wo wir nie wussten, ob wir richtig waren, nicht wie in diesem Zweierabteil im Nachtzug nach Sankt Petersburg, wo nie klar war, was rund um uns vor sich ging.

In Sankt Petersburg suchen wir die Ruhe. Einige Tage Stille, um die hektische Zeit der Reisevorbereitung und der ersten beiden Reisetage hinter uns zu lassen, um mit Gelassenheit nach Zentralasien aufbrechen zu können.

Wir finden sie tatsächlich, die Ruhe. In den wunderschönen Parks der Schlossanlagen in Peterhof. In Bootsfahrten auf der

Neva und auf schwimmenden Cafés in den Kanälen des Stadtzentrums. Auf dem Schlossplatz vor dem Winterpalast und in den tausend Räumen der Eremitage, einer prächtiger als der andere. Unter den goldenen Türmen der Nikolaus-Marine-Kathedrale und unter den verzierten Kuppeln der Kirche der Auferstehung Christi.

Wir finden aber auch, Hand in Hand mit der Grandiosität, Zerfall und Armut. Nie auf unserer ganzen Reise wird die Armut so präsent, so offensichtlich sein wie in Sankt Petersburg. Besonders deprimierend sind die vielen alten und versehrten Leute, die auf der Straße betteln. Bei den Eingängen zur U-Bahn, auf Plätzen, vor Kirchen und Klöstern strecken sie uns ihre hohlen Hände entgegen. Verraten von der Sowjetunion, für die sie ihr Leben lang gearbeitet, an deren Ziele sie geglaubt haben. Im Stich gelassen vom neuen System, das bis jetzt nur wenige Reiche als Gewinner hervorgebracht hat. Die Krise, in die Russlands Wirtschaft 1998 geriet, verschlechterte das Schicksal der Rentnerinnen und Rentner zusätzlich. Der Rubel stürzte ab, ihr Ersparnis verlor jeden Wert. Monatlich erhalten sie eine Rente von rund achthundert Rubel, das sind etwa fünfzig Franken. Dies bei Preisen, die sich westlichem Niveau angenähert haben.

Heute hat sich der Rubel wieder stabilisiert. Preise sind zwar oft in Dollars angeschrieben, bezahlt wird aber wieder mit Rubel. Und es ist klar, wo das Geld geholt werden kann: bei den westlichen Touristen. Zweihundert Rubel kostet der Eintritt in die Eremitage, für Einheimische ist er umsonst. Den sechsfachen Preis bezahlen wir als Ausländer für die Besichtigung der Schlösser in Peterhof.

»Tourists have to pay«, werden wir angeschnauzt vor dem Alexander-Newski-Kloster. Eine Spende zugunsten des Schutzpatrons des Klosters lassen sie uns entrichten. Auf einer kleinen Quittung bestätigen wir mit unserer Unterschrift, dass wir es freiwillig tun.

Wer, wie Christina, vor fünfzehn Jahren in Moskau war, wird es nicht wieder erkennen. Wer, wie ich, noch nie hier war, wird sich fühlen wie in Berlin, London oder Paris, zumindest im Zentrum. Natürlich sind da die imposanten roten Mauern des Kreml, die verspielten Türmchen der Basilius-Kathedrale, das schnörkellose, geradlinige Lenin-Mausoleum. Sonst aber ist Moskau mondän. Straßencafés und Pizzerien haben sich etabliert in den Fußgängerpassagen rund um den Kreml. Die international tätigen Ladenketten sind eingezogen im GUM, dem riesigen Warenhaus, das vor fünfzehn Jahren fast leer stand und nur graue und beige Stoffe zu verkaufen schien. Dasselbe Bild in der Uliza Twerskaja, die vom Roten Platz zum Puschkin-Platz führt. Die Gebäude aus zaristischer Zeit wurden alle renoviert und erstrahlen in neuem Glanz. Sie beherbergen Banken, Modehäuser und Kinos. Selbst das Intourist-Hotel ist mondän: Es bietet einen unverschämt schlechten Wechselkurs, eine unsäglich teure Gepäckaufbewahrung und aufdringliche Prostituierte an jeder Ecke. Der Kommunismus ist verschwunden, zumindest von der Oberfläche.

Soll das etwa alles sein, was von Moskau bleibt, dem Zentrum des größten Staates der Erde, der Schaltstelle der einstigen Weltmacht? Ich bin hier, ohne jedoch zu wissen, was rundherum passiert. Was für ein Zustand! Man erlebt ihn nur auf Reisen: losgelöst sein von der täglichen Informationsflut. Die Flut ist zwar da, in kyrillischer Schrift, in russischer Sprache, aber ich verstehe sie kaum. Ich brauche sie auch nicht zu verstehen, weil sie nicht relevant ist für das, was wir vorhaben, weil ich mich frei fühle, frei von der Pflicht, informiert zu sein.

Dass vor sechs Tagen das Atom-U-Boot Kursk in der Barents-See sank? Dass heute, am 19. August 2000, die Chance, die 118 Besatzungsmitglieder noch lebend zu bergen, gleich null sind? Ich werde es erst in zwei Wochen bei einem Telefonat in die Heimat erfahren. Dass in wenigen Tagen Moskaus 537 Meter hoher Fernsehturm Ostankino brennen wird? Ich werde es ein halbes Jahr später bei Zeitungsrecherchen herausfinden.

Siebzig Tage lang werden wir in einer anderen Welt leben. In einer Welt, in der nur zählt, was wir im direkten Kontakt mit den Menschen erleben, in der nur relevant ist, was uns unmittelbar vor Ort widerfährt.

Zum Beispiel in der Metro-Unterführung am Puschkin-Platz im Zentrum Moskaus. Ein Gang ist abgesperrt, Kerzen flackern, Kränze und Blumen liegen am Boden. Eine unwirkliche Ruhe drängt das geschäftige Wogen in den Hintergrund. Menschen gehen vorbei, halten inne, bekreuzigen sich, sprechen ein kurzes Gebet.

Vor elf Tagen hat hier eine Bombe sieben Menschen getötet und über neunzig verletzt. Zwei Männer um die dreißig wechselten an einer Wechselstube Geld, ließen einen Aktenkoffer mit der Bombe stehen und verschwanden. Sie hinterließen eine Katastrophe, trafen die russische Hauptstadt in ihrem Lebensnerv, versetzten die Bevölkerung in lähmende Ohnmacht. Die Täter waren schnell benannt. Wie immer in solchen Fällen soll es sich um tschetschenische Separatisten gehandelt haben. Der neue russische Präsident Wladimir Putin, seit drei Monaten im Amt, gewählt in der Hoffnung, dass er eine schnelle Lösung in der Tschetschenienfrage finde, konnte die Lage bis heute nicht verbessern. Im Gegenteil, es zeichnet sich ab, dass sich die Spirale von Gewalt und Gegengewalt weiter drehen wird.

Ohne Absicht sind wir im Zentrum des Geschehens gelandet.

Alles legal im Kasachstan-Express

Der Name ist Programm: Moskva Kasanskaya, der kasachische Bahnhof Moskaus. Von hier aus fahren die Züge Richtung Süden und Südosten in die ehemaligen Sowjetrepubliken Zentralasiens, nach Almaty, Baku, Bischkek, Taschkent oder Tibilisi. Wir betreten die Bahnhofshalle und machen damit einen ersten großen Schritt in eine andere Kultur: Wir verlassen Europa und treffen in Asien ein. Das Völkergemisch am Bahnhof spiegelt die Destinationen wider, Armenier, Aseri, Georgier, Kasachen, Kirgisen, Mongolen, Turkmenen, Tadschiken, Usbeken. Vorerst lediglich Namen, so genau kann ich sie gar nicht unterscheiden.

Mit wem wohl werden wir die nächsten drei Nächte das Viererabteil im Kasachstan-Express teilen? Beide Wartesäle sind voll besetzt: neben uns die Familie, deren Gepäck vier weitere Sitze belegt, vis-à-vis die herausgeputzte junge Frau in Begleitung ihres Verlobten, weiter hinten zwei ärmlich gekleidete Wanderarbeiter mit zwei Stoffbündeln – offensichtlich ihre ganze Habe. Am Boden eine alte, verwairste Frau, in eine Decke gewickelt. Sie wird nirgendwo hinfahren, der Bahnhof ist ihr Zuhause.

Endlich! Unser Zug erscheint auf der Abfahrtstafel. Gleis 4, Zug Nummer 8, 23.55 Uhr, Kasachstan-Express nach Almaty.

Der Zug wird bereitgestellt. Die Passagiere drängen zum Bahnsteig. Zehn dunkel gekleidete Sicherheitsleute haben sich breitbeinig nebeneinander aufgestellt und versperren den Zugang. Sie unterziehen die Reisenden einer Gesichtskontrolle. Die Kerzen, die Kränze, die tödliche Stille in der Unterführung am Puschkin-Platz tauchen unwillkürlich wieder auf. Für Sicherheit sollen diese Männer sorgen. Sicherheit in diesem Gedränge? In diesem Bahnhof, der selbst um Mitternacht einem Ameisenhaufen gleicht? Nein, sie sind ein Zeichen der Ohnmacht, ein Ausdruck der Hilflosigkeit gegenüber terroristischen Anschlägen.

Wir suchen unser Abteil. Eine Reisende sitzt bereits drin. Eine Mutter mit Kind kommt hinzu. Dann drängen sich zwei Männer mit riesigen Taschen herein und verstauen sie unter der Sitzbank und über der Türe. Etwas viel Leute für ein Viererabteil! Doch die beiden Männer verschwinden wieder. Es sind Bekannte der Mutter und sie haben ihr das Gepäck hergetragen.

»Sprecht ihr Deutsch?«, erkundigt sich die Frau, die bereits vor uns hier saß.

Was für ein Zufall! Ein Zug mit sicherlich fünfzehn Wagen, und ausgerechnet in unserem Abteil spricht jemand Deutsch. Nina, wie sie heißt, hat Deutsch als Zweitsprache in der Schule gelernt. Sie lebt in Almaty, bis 1994 die Hauptstadt Kasachstans, 79 Zugstunden von Moskau entfernt. In Moskau hat sie Familienangehörige besucht. Wohin wir denn fahren, möchte sie wissen.

»Nach Schimkent.«

»Nach Schimkent? Habt ihr dort Verwandte?«

»Nein, Schimkent ist Ausgangspunkt für eine Reise durch Zentralasien, entlang der Seidenstraße«, erklären wir ihr.

»Eine Reise? Ja, aber wozu denn, wenn ihr dort keine Verwandten habt?«

Ja, wozu machen wir diese Reise? Lockt uns vielleicht der mystische Osten, sind wir auf der Suche nach spirituellen Erfahrungen und fremden Lebensweisheiten? Nein, dazu sind wir zu stark Europäer. Wer verklärte oder idealisierte Schilderungen erwartet, legt dieses Buch am besten gleich zur Seite. Beschreiben will ich, wie ich den Osten sehe, wie ich ihn erlebe, mit den Augen und den Gedanken eines Europäers, der ich nun einmal bin, den ich in drei Monaten weder ablegen kann noch ablegen will.

Oder hat unsere Reise etwas mit Weltoffenheit zu tun, machen wir sie aus echtem Interesse an anderen Kulturen? Aus unserer Sicht sicher. Sich weltoffen zu nennen ist allerdings nicht schwierig, solange man sich in der komfortablen Lage befindet, sie sich leisten zu können.

Nein, das Spektakuläre unserer Reise liegt im Unspektakulä-

ren. Unterwegs zu sein auf der Seidenstraße, der berühmtesten aller Handelsrouten, in der Eisenbahn, im gewöhnlichsten aller Verkehrsmittel. Keine Expedition mit aufwändiger Logistik zu unternehmen, sondern jene Verkehrsmittel zu benutzen, die ohnehin schon da sind. Nicht ein Abenteuer außerhalb der Zivilisation zu suchen, sondern eine Reise mitten im Alltag anderer zu machen – das ist das Faszinierende dieser Idee, das ist der Grund für diese Zugfahrt.

Für unsere Mitreisenden hingegen, für die meisten Personen, die wir noch treffen werden, bleiben unsere Absichten unbegreiflich, jenseits ihres Vorstellungsvermögens.

Einfach zu erklären ist dagegen, wieso wir genau diese Route gewählt haben. Am Anfang stand eine Zugfahrt durch Italien und rund um die griechische Halbinsel Peloponnes. Sie endete am Kanal von Korinth, das griechische Festland gegenüber. In Gedanken überquerte ich den Kanal, bestieg den Orientexpress, machte es mir in einem gediegenen Salonwagen bequem, fuhr weiter ostwärts, nach Athen, Istanbul, Ankara, Teheran, immer weiter bis zum Pazifischen Ozean.

Der Gedanke ließ nicht mehr los. Zurück zu Hause in den Buchladen geeilt, den zweimonatlich erscheinenden Überseefahrplan von Thomas Cook gekauft. Routen ausgeheckt, Fahrpläne niedergeschrieben und kombiniert. Bald realisiert, dass die Route schwierig ist. Zweifel kamen auf. Keine Eisenbahn im Osten der Türkei. Und durch kurdisches Krisengebiet? Kommt nicht in Frage. Iran: Ist das etwas für Frauen? Pakistan und Indien: Das ginge ja wohl noch, trotz der gespannten Lage zwischen den beiden Ländern. Aber ganz im Osten Indiens, an der Grenze zu Myanmar, endet die Eisenbahn endgültig.

Und dann das Inserat auf der letzten Seite des Fahrplans entdeckt: *Silk Route by Rail*. Erneut in den Laden, das Buch gekauft. Es beschreibt, Kilometer für Kilometer, eine Zugreise von Moskau nach Peking. Was für eine Idee! Und wenn schon

durch ganz Asien: nach Moskau könnte man auch gleich noch im Zug reisen. Und nicht nur bis Peking, sondern bis nach Shanghai, einfach, weil es so schön tönt: Schaffhausen–Shanghai.

Die Idee hat uns nicht mehr losgelassen, bis wir vier Jahre später in Schaffhausen in den Intercity stiegen – nicht mit dem täglichen Ziel Zürich, sondern mit dem Ziel Shanghai.

Und jetzt sitzen wir im Kasachstan-Express. Das Bild vom nostalgischen Orientexpress weicht der Wirklichkeit. Sie besteht aus einer engen Pritsche in einem Viererabteil, einer zusammengerollten, auf der Seite zugeknöpften Matratze und zwei Kissen. Für 25 Rubel bringt der Abteiljunge zwei dünne, altersgraue Leintücher und Kissenbezüge.

Der Kasachstan-Express ist ein ganz gewöhnlicher Zug, der alle zwei Tage die viertausend Kilometer lange Strecke von Moskau quer durch Russland und Kasachstan bis nach Almaty zurücklegt. Er befördert all jene, die sich einen Flug nicht leisten können. In den ehemaligen Sowjetstaaten sind das die meisten; entsprechend ist der Zug bis auf den letzten Platz belegt. Der Kasachstan-Express zählt zu den wenigen Zügen, die noch regelmäßig unterwegs sind. Viele andere verkehren seit dem Zerfall der Sowjetunion nur noch unregelmäßig. Verlässliche Fahrplanauskünfte zu erhalten ist schwierig. Vom Direktzug in die usbekische Hauptstadt Taschkent, wo wir als Erstes hinwollen, wurde uns abgeraten. Zu unzuverlässig, hieß es.

Möglich wäre es, die Strecke von Schaffhausen nach Shanghai in rund vierzehn Tagen zurückzulegen. Bloß sechs Mal müsste man umsteigen, vier Mal davon allein in Europa, in Stuttgart, Berlin, Warschau und Moskau. Ab dort ginge es in Riesenschritten voran: in vier Tagen nach Almaty, anschließend in eineinhalb Tagen über die chinesische Grenze bis Ürümqi, dann in nochmals vier Tagen bis nach Shanghai. Aber wir wollen ja sanft eintauchen in fremde Kulturen, Zentralasien und China Zug um Zug erfahren.

Architektonische Meisterleistungen – Moscheen, Minarette und Tempel –, ein blühender Warenhandel – von der Seide über Teppiche und Gewürze bis zu Silberwaren – sowie alte Traditionen und Sagen nähren den Mythos Seidenstraße. Während vieler Jahrhunderte führten verschiedene Handelsrouten von China durch Zentralasien bis zum Mittelmeer beziehungsweise über das Pamirgebirge nach Indien. Die Handelswege verbanden die drei Hochkulturen China, Persien und Indien seit dem Jahr 100 vor Christus. Transportiert wurden nicht nur Waren, sondern auch Kulturen. So gelangten der Buddhismus, das Christentum und der Islam über die Seidenstraße nach China. Im Zeitraum von 1400 bis 1600 nach Christus verlor die Seidenstraße an Bedeutung, da sich der Handel nach und nach auf den sichereren Seeweg verlagerte.

Zu Sowjetzeiten war es gar nicht möglich, legal von Zentralasien nach China zu gelangen. Das änderte sich erst mit der Öffnung unter Gorbatschow, die 1991 zum Zusammenbruch der Sowjetunion führte. Aus den ehemaligen Sowjetrepubliken entstanden die unabhängigen Staaten Zentralasiens: Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan. 1998 haben sie, zusammen mit den Staaten des Kaukasus und der Region um das Schwarze Meer, an einer Konferenz in Baku den Begriff *Neue Seidenstraße* geprägt. Handels-, Verkehrs- und Kommunikationswege zu Land, Wasser und Luft sollen ausgebaut, Zollschränken abgebaut werden. Die Staaten wollen die alten Handelsrouten wieder beleben und einen von Russland unabhängigen Zugang zu den Märkten des Westens schaffen. Davon würden auch Europa und die USA profitieren: Zentralasien verfügt über große Reserven an Erdöl, Erdgas und Metallen. China ist ebenfalls an den neuen Absatzmärkten interessiert und ist zudem auf zusätzliche Energieimporte angewiesen, um seine Wachstumsraten halten zu können.

Die alte und die neue Seidenstraße. Mich interessieren beide. Was existiert von der alten Handelsverbindung noch? Was hat

die Sowjetunion überlebt, was ist in China davon noch vorhanden? Und wie steht es mit der neuen Seidenstraße, den neuen Freiheiten, den neuen Verkehrsverbindungen für Personen und Waren?

Eine durchgehende Zugverbindung von Zentralasien nach China gibt es erst seit 1992. Damals wurde das fehlende Stück bei Dostyk in der Grenzregion zwischen China und Kasachstan in Betrieb genommen. Nach Zentralasien gelangt man entweder, wie wir, über Moskau oder von Teheran her. Ein letztes, zweihundert Kilometer langes Teilstück zwischen der nordostiranischen Stadt Mesched und der turkmenischen Grenzstadt Tedschen wurde 1996 eröffnet. Offizielle Straßenverbindungen von Zentralasien nach China gibt es zurzeit drei. Eine führt durch Kasachstan von Almaty über den Grenzposten Khorgos nach Yining und Ürümqi, zwei weitere durch Kirgistan nach Kaschgar, entweder von Bischkek über den Torugartpass oder von Osch über den Irkeschtampass.

Zumindest der Kleinhandel funktioniert schon gut auf der neuen Seidenstraße. Alles ist zu haben im Kasachstan-Express. Fliegende Händlerinnen und Händler wandern durch die Gänge und preisen ihre Ware an: Esswaren von der Eiscreme – Russen scheinen Eis über alles zu lieben – bis zum Lammgericht, Getränke – Coke, Bier, Wodka, Wasser, in dieser Reihenfolge angepriesen –, Kleidungsstücke, aber auch Zeitschriften, Bücher und Spielwaren. Wird's einem zu bunt, schließt man die Abteiltür. Das nützt wenig. Kurze Zeit später geht sie wieder auf. Getrockneter Fisch oder ein blinkender Plastikhelikopter werden einem entgegengestreckt. Und die Händler können nicht verstehen, dass wir nichts kaufen wollen. Wo doch der Sack mit zwanzig Kilogramm Reis so billig wäre!

Auf den Bahnsteigen gibt es ebenfalls zu essen. Kaum ist der Zug eingefahren, eilen Frauen mit frisch zubereiteten Gerichten aus den nahen Häusern herbei. Der Duft gebratenen Fleisches

vermischt sich mit dem Geruch des Metallstaubes der Zugbremsen. Die Frauen breiten ihr Angebot aus, stellen Pfannen und Schüsseln auf die Schwellen zwischen den Gleisen. Einzig den Teller muss man selber mitbringen.

Die fliegende Verpflegung ist eine gute Alternative zum Speisewagen. Nur einmal gehe ich dorthin, um mich gleich wieder zurückzuziehen. Die Hälfte des Raums ist mit aufeinander gestapelten Stühlen und Tischen verstellt. Einige Männer sitzen im kalten Neonlicht, in gespannter Ruhe, einer von ihnen blutverschmiert. Die Schlägerei scheint nur kurz zurückzuliegen.

Der im Kleinen funktionierende Handel kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es zurzeit um die Verständigung zwischen den seit bald zehn Jahren unabhängigen Staaten nicht gut steht. Nationale Eigenheiten werden betont, Verbindendes tritt in den Hintergrund, allem voran die russische Sprache. Darunter leidet auch Nina.

»Ich lebe seit je in Almaty und bin kasachische Bürgerin. Doch meine Muttersprache ist Russisch. Amtliche Formulare gibt es heute jedoch meist nur noch in Kasachisch, und ich muss die Sprache neu lernen, um im Alltag zurechtzukommen.«

Zu den Russen haben die Zentralasiaten ohnehin ein gespanntes Verhältnis, kamen diese doch als Kolonisatoren hierhin. Zuerst unter den Zaren, dann unter Lenin und Stalin. Viele Russen kehren heute wieder in ihre Heimat zurück. Aber man ist auch auf die Russen angewiesen. Denn sie haben den technischen Fortschritt gebracht, sie sind es, die über das notwendige Fachwissen und die Fertigkeiten verfügen, um die Infrastruktur zu unterhalten.

Wir eilen durch Kasachstan. Dreitausend Kilometer in sechzig Stunden. Und werden damit dem Land nicht gerecht. Denn Kasachstan ist riesig, erstreckt sich über 2,7 Millionen Quadratkilometer. Sechzehn Millionen Einwohner verlieren sich auf dieser Fläche, die so groß ist wie Westeuropa.

Was wissen wir Europäer schon von Kasachstan? Fast nichts. Steppe, unendliche Weite, schlitzäugige Nomaden auf Pferden – so stellen wir uns das Land vor.

Der Weltraumbahnhof Bajkonyr ist uns vielleicht bekannt. Irgendwo weit draußen, wenn ich nach links aus dem Fenster schaue, liegt er, rund dreihundert Kilometer entfernt. Die amerikanischen Astronauten landeten mit ihren Kapseln auf dem Wasser, die sowjetischen Kosmonauten in der kasachischen Steppe. Ich stellte mir das immer etwas gefährlich vor, unbequem, rückständig. Wasser ist weich, Steppe ist hart, dachte ich. Mit Physik hat das allerdings wenig zu tun, wohl eher mit den gemischten Gefühlen der Sowjetunion gegenüber.

Von den Atomtests haben wir ebenfalls gehört. Auch sie fanden im Nirgendwo der kasachischen Wüste statt, in der Region von Semipalatinsk, dort, wo sich niemand dafür interessierte, dort, wo sich niemand dagegen auflehnte. Mehr als 130 oberirdische und rund 340 unterirdische Versuche sollen es gewesen sein seit 1949. Ein Gebiet halb so groß wie die Schweiz gilt heute als atomar verseucht. Die Bevölkerung leidet unter genetischen Schäden, Krebs und Erkrankungen des Nervensystems. Von den Versuchen wusste sie nichts, erst nach dem Zerfall der Sowjetunion kam die Wahrheit an den Tag. Eine der ersten Handlungen des unabhängigen Staates Kasachstan war es, die Versuche einzustellen. Ende Juli 2000, kurz vor unserer Abreise, wurde der letzte von 186 Versuchsstollen durch eine Sprengung definitiv geschlossen und das Gelände versiegelt.

Und sonst? Dass in Kasachstan, genauer gesagt in der damaligen Hauptstadt Alma-Ata, heute Almaty genannt, die Auflösung der Sowjetunion begann? Das wissen wohl die wenigsten. Im Dezember 1986 kam es dort zu ersten großen Demonstrationen gegen das herrschende Regime. Der Schriftsteller Muchtar Schachanow beschrieb sie so:

»Schon am nächsten Morgen
zogen junge Menschen,

Kasachen in der Hauptstadt Alma-Ata,
auf den Platz, der noch
den Namen Breschnews trug.
Das waren erste, frühe Schwalben,
die das Lied der Freiheit sangen,
das Echo auf die Stimme Sacharows
gegen die totalen Zwänge
des Systems im Sowjetland.«

Unter der Leitung des Komitees für Staatssicherheit KGB wurden die Kundgebungen in der Aktion *Metjel* brutal niedergeschlagen:

»Der Sturm Metjel
erfasste Menschen,
die ganz friedlich demonstrierten,
die meisten waren Mädchen.
Zum ersten Mal in unserem Land
hat man Hunde losgehetzt,
von Menschen scharf gemacht auf Menschen,
hat man Spaten aus Metall
wahllos auf die Schädel niedersausen lassen.«

Zweitausend Menschen, so die Schätzung, wurden verwundet, zehntausend festgenommen. Wie viele Tote es gab, ist nicht bekannt. Der Platz wurde später umbenannt in Scholtoksan-Platz, was kasachisch ist und Dezember-Platz bedeutet.

Muchtar Schachanow begleitet mich mit seinem Werk *Irrweg der Zivilisation – ein Gesang aus Kasachstan* auf der Zugreise. Schachanow ist einer der bedeutendsten Schriftsteller und Intellektuellen des heutigen Zentralasiens. Er hilft mir, die Geschichte und die gegenwärtige Situation der zentralasiatischen Bevölkerung zu verstehen. Nicht nur die Unterdrückung durch die Sowjetmacht und ihren Zerfall dokumentiert er, nein, er hinterfragt gleichzeitig den Wandel, die Öffnung der zentralasiatischen Staaten. Insbesondere kritisiert er, dass sich alle nun möglichst schnell dem Westen angleichen wollen:

»Fasziniert von ihrem hellen
äußerlichen Glitzerglanz
fühlen sich naive,
wurzellose junge Menschen
auch meiner Welt des Ostens
zum Westen hingezogen.
Wie der blinde Falter
in der Nacht, der gar nicht merkt,
wohin er flattert,
er verkennt den Wert
der eigenen Kultur.
Wie haben wir es uns ersehnt,
sagte jemand, tief bekümmert,
aus dem Leitungsnetz des Westens
frisches Wasser zu erhalten,
man verpasste uns stattdessen
das Kanalsystem
samt Abwasser und Jauche.«

Auch an Aralsk eilen wir vorbei. Das ist die Stadt, die bis vor kurzem noch am Aralsee lag. Doppelt so groß wie heute war der See 1950, viermal so viel Wasser fasste er. Innerhalb eines halben Jahrhunderts haben ihn die Menschen zum ökologischen Katastrophengebiet gemacht. Und haben damit auch die Lebensgrundlage der Bewohner von Aralsk – den Fischfang – zerstört. Nicht nur das: Trinkwasser und Nahrungsmittel sind mit Schadstoffen verseucht, die Kindersterblichkeit ist massiv gestiegen; in einzelnen Regionen um den See stirbt jedes zehnte Kind vor seinem ersten Geburtstag.

Gespeist wird der Aralsee von den beiden Flüssen Syrdarja und Amudarja. Sie entspringen in den Gebirgen im Osten Zentralasiens und fließen quer durch Kasachstan und Usbekistan bis zum Aralsee. Doch der Zufluss ist von jährlich fünfundvierzig bis sechzig Kubikkilometern auf rund zehn Kubikkilometer

zurückgegangen. Der Rest wird zur Bewässerung von Baumwollfeldern abgeleitet, die hauptsächlich in Usbekistan, aber auch in Turkmenistan und Kasachstan liegen. Stalins Plan war es, dass Zentralasien die übrige Sowjetunion mit Baumwolle zu versorgen hatte. Das Menschenverachtende am Plan: Die Austrocknung des Aralsees war nicht ein Irrtum, nicht eine Fehlberechnung, nein, sie wurde bewusst in Kauf genommen. So wie man anderenorts ganze Städte umsiedelt, um Staudämme bauen und Täler überfluten zu können, so trocknet man hier einen Landstrich aus und vertreibt die Leute.

Drei Jahre lang musste das Wasser der beiden Flüsse wieder in den See statt auf die Baumwollfelder fließen, um ihn wieder auf die ursprüngliche Größe aufzufüllen. Das ist natürlich undenkbar in einem Staat wie Usbekistan, dessen Baumwollproduktion wertmäßig vierzig Prozent der ganzen landwirtschaftlichen Produktion ausmacht. Und undenkbar zudem, weil die wahren Ursachen für die Katastrophe zwar unter Wissenschaftlern, nicht aber in der Öffentlichkeit thematisiert werden. Später, in Usbekistan, werden wir einen Einheimischen treffen, der behauptet, die Zuflüsse des Aralsees hätten wegen tektonischer Bewegungen die Richtung geändert. Die Menschen seien unschuldig an der Katastrophe.

Der Zug eilt weiter. Die Vorhänge im Korridor sind gezogen. Ich öffne sie, um nach draußen zu schauen. Kaum wende ich mich ab, schließt sie der Abteiljunge wieder. Es wird wohl zu heiß hier drin, die Lüftung reicht kaum aus.

Der gelb bemalte Samowar am Ende des Gangs trägt ebenfalls zur Wärmeentwicklung bei. Er wird mit Kohle befeuert und das Wasserhähnchen ist so heiß, dass man es kaum berühren kann. Auf der Wand neben dem Samowar ist ein Schema aufgeklebt, das die Funktionsweise und die einzelnen Teile erläutert. Solche Schemas sind offensichtlich in. Auch auf dem Klo gibt es eines. Es bildet die Spülmechanik – Fußpedale, Übertragungsgestänge und Wassertank – naturgetreu ab.

Von Zeit zu Zeit reinigt der Abteiljunge die Böden im Gang und in den Abteilen. Mit der Hand spritzt er Wasser aus einem Metallimer über die Teppiche, mit einem Reisbesen wischt er Staub und Abfälle zusammen. Wer keine nassen Füße will, muss die Beine hochziehen.

Was es nicht alles zu entdecken gibt in diesem Zug! Ganz im Gegensatz zur täglichen Reise zwischen Schaffhausen und Zürich, wo ich schon alles kenne. Dort amüsiere ich mich dafür über jene Reisenden, die nur einmal im Jahr mit der Bahn unterwegs sind und sich mit den Abteiltüren abmühen. Mit roher Gewalt versuchen sie, die automatische Türe hinter sich zuzureißen, wo sie doch noch auf der Fußmatte mit dem Öffnungskontakt stehen. Vielleicht wäre ein kleines technisches Schema, auf die Abteiltüre geklebt, hilfreich.

Die Minuten zerrinnen, werden zu Stunden, zu Tagen. Die Wagen gleiten über die Schienen, die Räder schlagen im immer gleichen Takt. Mein Blick wandert aus dem Fenster über Dörfer mit einstöckigen, ärmlichen Häusern und über Städte mit zerfallenen Industriekomplexen. Er wandert über weite Felder und endlose Steppen.

Ich verliere mich in der Ferne, habe die Wüste vor mir, sie flimmert, eine Staubwolke am Horizont, eine kasachische Reiterhorde taucht auf, reitet neben dem Zug, im gleichen Rhythmus. Ich galoppiere auf dem Pferd, der Sonne entgegen, die Hufe schlagen im gleichen Takt wie die Räder. Wieder sehe ich aus dem Fenster, doch da ist nur noch leere Steppe, keine Reiterhorde mehr. Verschwunden ist sie hinter dem Horizont, verschwunden in meiner Fantasie, wo sie immer wieder galoppiert, wenn ich in die unendliche Ferne schaue, wenn ich nachts an die Decke starre und mir die endlose Weite vorstelle.

Ratsch, ratsch, ratsch. Um zwei Uhr morgens ist Ende mit der Träumerei. Ich schaue nach, was auf dem Gang los ist. Joghurts! Etwa acht Personen sind damit beschäftigt, Joghurts in Kartonschachteln zu verpacken und sie mit Klebband zu verschließen.

Ratsch, ratsch, ratsch, wird das Band von der Rolle gerissen. Immer mehr Schachteln verstellen den Gang, zehn, zwanzig, fünfzig. Jetzt wird klar, was im verschlossenen Nebenabteil war: Joghurts. Rund zweitausend, ergibt meine Hochrechnung. Die Schmugglerware scheint bald am Ziel zu sein. Die Hektik wächst, der Platz im Gang wird knapp, ein paar Schachteln landen zur Zwischenlagerung in unserem Abteil. Drei Uhr fünfzehn, Ankunft in Tyuratam. Draußen stehen Helfer bereit. Schachtel um Schachtel wird aus dem Fenster gereicht. Die kleine, rundliche Frau aus Abteil vier entpuppt sich als Chefin der Aktion. Sie treibt ihre Leute an, ruft, kreischt, gibt kurze, stoßartige Laute von sich, immer heftiger, immer schneller, bis die einzelnen Schreie zu einem hohen schrillen Ton verschmelzen. Nach fünf Minuten sind die Schachteln draußen.

Endlich wieder Ruhe. Weit gefehlt. In Tyuratam ist auch die Mutter mit ihrem Kind ausgestiegen. Jetzt geht das Gerangel um den frei gewordenen Platz los. Zuerst legt sich ein Student auf die Pritsche.

»Hello, this is my bed now!«, verkündet er und rollt sich in die Decke.

Doch sein Glück währt nicht lange. Die Abteiltüre geht wieder auf, der Schaffner weist ihn weg und teilt den Platz einer mongolischen Frau mit ihren beiden Kindern zu. Sie bettet ihre Kinder und sucht sich selbst anderswo einen Platz.

Irgendwann, wohl um halb fünf, kehrt Ruhe ein. Das monotone Rattern der Räder nimmt überhand, die Reiterhorde kehrt zurück.

Pass- und Gepäckkontrolle am nächsten Morgen. Wieso, fragen wir uns. Hier gibt es doch keine Grenze. Zwei kasachische Beamte machen sich im Abteil breit. Die Joghurts sind schon weg, also bleibt ihnen mehr Zeit für uns. Pässe, Visa und Devisendeklaration wollen sie sehen. Dann müssen Nina und die Mongolin mit ihren beiden Kindern das Abteil verlassen.

»Geld zeigen«, heißt es als Nächstes. Sie versuchen, in Taschen und Beutel zu greifen, ich versuche, sie daran zu hindern, versuche, ihnen das Verlangte selbst herauszugeben. Nur die Kontrolle nicht verlieren, ja keine unübersichtliche Situation zulassen! Ganz so, wie es der Reiseführer im Kapitel *Unehrliche Beamte* schreibt.

»Das sind gefälschte Dollars«, behaupten sie, einen brandneuen, unzerknitterten Zwanzig-Dollar-Schein in der Hand.

»Nein, eine neue Serie«, entgegnet Christina.

Verkehrte Welt. Nehmt neue Dollars mit, wurde uns vor der Abreise empfohlen. Alte würden in Zentralasien nicht akzeptiert, da es sich um Fälschungen handeln könnte.

»Alles in Ordnung«, befinden die beiden plötzlich und verschwinden, so schnell wie sie gekommen sind. Wir sind erleichtert – im doppeldeutigen Sinn des Wortes, wie wir später merken: Mehrere hundert Dollar haben uns die Beamten entwendet, geschickt, unbemerkt, die unübersichtliche Situation ausnützend – genau so, wie im Reiseführer beschrieben.

Natürlich hätten wir das Geld lieber einem Hilfswerk gespendet. Typisch schweizerisch eben, an geregelte Vorgänge gewohnt. Das Hilfswerk hätte dann dafür gesorgt, dass das Geld am richtigen Ort eingesetzt wird. Zum Beispiel zur Förderung der Ausbildung von kasachischen Frauen. Oder für den Bau einer Schule. Oder für die Sanierung einer Wasserversorgung. Wer weiß? Vielleicht dienen die Dollars dazu, eine Familie ein Jahr lang zu ernähren.

Schimkent. Wir verlassen den Zug. »Taschkent, Taschkent! Taxi, Taxi!« Von allen Seiten schreien Menschen auf uns ein. Nur eine Autostunde entfernt, jenseits der kasachisch-usbekischen Grenze, liegt die usbekische Hauptstadt. Plötzlich steht ein Mann vor uns, lächelt zwischen Zahnstummeln hindurch, hält uns einen Karton entgegen. *Mr. Ion Karagounis* und *Mrs. Christina Rütimann* steht darauf, in perfektem Computerausdruck. Unser Fahrer für Taschkent!

Los geht es in seinem neuen Opel, Schimkent liegt bald hinter uns.

»Wegen gelegentlicher Schießereien wird davon abgeraten, Reisen von Kasachstan nach Usbekistan auf dem Landweg zu unternehmen«, lautete die Empfehlung des Schweizerischen Departements für auswärtige Angelegenheiten. Mit 160 Kilometern pro Stunde rasen wir auf die Grenze zu.

Ein neuer Volksheld für Usbekistan

Schießereien gibt es keine am Grenzübertritt Chernyaevka, dafür Diskussionen. Vielleicht hätte sich das Missgeschick mit einigen Dollars vermeiden lassen, einige Scheine nur, dem Beamten unauffällig untergeschoben, werden wir später denken. Aber auf die Idee kommen wir gar nicht, an Diskretion ist hier nicht zu denken, vor diesem kleinen Häuschen direkt neben dem Schlagbaum, der Beamte drinnen, sorgfältig unsere Daten in sein Buch notierend, wir draußen, gestikulierend, auf ihn einredend, ständig beobachtet von weiteren kasachischen Zöllnern.

Alle Überredungskünste sind vergebens, das Unausweichliche muss geschehen, Pflicht ist Pflicht, der Beamte stempelt unsere Visa ab. Das Problem? Die kasachische Botschaft in Bern hat uns nur ein Visum für einen einmaligen Eintritt ausgestellt, angeblich wegen einer falsch formulierten Einladung. Dabei wollen wir in elf Tagen nach Kasachstan zurückkehren. Schon in Bern waren unsere Überredungsversuche nutzlos.

»Vielleicht haben Sie Glück und die Grenze ist nicht besetzt«, meinte der Botschafter in Bern zum Abschied.

Nicht besetzt! Jetzt wissen wir es besser. Hier wimmelt es von Beamten und in unseren Pässen kleben zwei hässliche rote Stempel. Jetzt benötigen wir neue Visa, aufzutreiben irgendwo in Taschkent. Für die Visa braucht's neue Einladungen, aufzutreiben weiß Gott woher. Und das möglichst innerhalb der nächsten zwei Tage, denn wir wollen weiter, nach Chiva, Buchara und Samarkand.

Abgelegen sei Taschkent, nur umständlich erreichbar, las ich kürzlich. Taschkent abgelegen? Eine Metropole mit 2,3 Millionen Einwohnern, die größte Stadt Zentralasiens, die viertgrößte Stadt der ehemaligen Sowjetunion? Das muss ein Eurozentriker geschrieben haben. Eine Stadt an der Schnittstelle zwischen

sowjetischer und orientalischer Kultur kann doch nicht abgelesen sein. Nein, Taschkent liegt im Zentrum – demjenigen Zentralasiens.

Auf geht's, nicht ins Abseits, sondern ins Zentrum. Kaum stehen wir am Straßenrand, hält ein Lada. Der Fahrer kurbelt das Fenster herunter.

»Taxi?«

Beinahe jedes Auto hier ist ein Taxi, wenn auch nicht offiziell. Der Fahrer muss immer in dieselbe Richtung, in die wir gerade wollen. Ein Zufall ist das nicht: Gerne nimmt er einen Umweg auf sich, um einen Zusatzverdienst zu erlangen – mag dieser auch nur in der Größenordnung von fünfzig Rappen liegen. Der Fahrpreis richtet sich nicht nach der Distanz, sondern nach dem Zielort. Eine Fahrt ins Zentrum ist halb so teuer wie eine an die Peripherie, weil der Chauffeur im Zentrum schneller wieder neue Kunden findet.

Schnell werden Christina und der Chauffeur handelseinig. Ich versuche die Beifahrertüre zu öffnen, doch sie klemmt. Nein, auf seiner Seite einsteigen, bedeutet der Fahrer. Wir kriechen auf die Rückbank des Ladas. Jetzt wird klar, wieso die Türe nicht aufging: sie ist mit einem Strick am Sitz festgebunden. Wie kommen wir hier bloß raus, falls das Auto in Brand geraten sollte? Schweizerisches Sicherheitsdenken! Hier ist man froh, wenn ein Auto überhaupt fährt.

Wir reihen uns in Kolonnen weiterer Ladas ein, kreuzen Straßenbahnen und fahren auf mehrspurigen Straßen. Links und rechts Baumalleen, dahinter vielstöckige Wohnsiedlungen, Plattenbauten aus Sowjetzeiten. Doch sie unterscheiden sich von den üblichen Plattenbauten. Denn Taschkent war während langer Zeit Experimentierfeld für die sowjetischen Architekten. Viele Fassaden sind nicht monoton gehalten, sondern weisen Muster und Formen auf, die an die zentralasiatische Baukunst erinnern sollen. Es scheint, als wollten die Schöpfer der Plattenbauten die islamische Kunst in ihre eigene übernehmen, orientalische,

filigrane, verspielte Strukturen integrieren in strenge, starre Geometrien, durch Bauwerke zwei Kulturen verbinden, die unterschiedlicher nicht sein könnten.

Zusammengewachsen sind sie nicht, die Kulturen, die Bruchstelle ist unübersehbar. Denn der Bruch hat auch physisch stattgefunden, am 26. April 1966, um 5 Uhr 23 in der Früh, mit unerhörter Gewalt. Damals zerstörte ein Erdbeben große Teile der Stadt, 36000 Gebäude fielen in sich zusammen, 75000 Familien wurden obdachlos. Architekten, Planer und Hilfsbrigaden aus der ganzen Sowjetunion wurden zusammengezogen, und nur ein Jahr nach dem Erdbeben standen erste Wohnbauten zum Bezug bereit. Moskau nutzte die Gelegenheit, einen Teil der Hilfskräfte gleich fest in Taschkent anzusiedeln. 1969 kam es deswegen zwischen den einheimischen Usbeken und den zugezogenen Russen zu Unruhen, die nur durch einen Militäreinsatz beendet werden konnten.

Vom alten Taschkent mit seinen verwinkelten, engen Gassen, mit seinen Moscheen und Koranschulen sind nur Reste übrig geblieben. Daneben dehnt sich das moderne Taschkent aus, mit breiten Boulevards und großzügigen Plätzen, mit Baumalleen, Parks, Teichen, Wasserspielen und offenen Wasserrinnen, die für ein angenehmes Klima sorgen. Ein mondänes Taschkent, das zudem seit 1977 über eine Untergrundbahn verfügt, deren Stationen den Kunstwerken in Moskaus Untergrund nachgebildet sind, schnörkelloser jedoch, nüchterner, zweckmäßiger.

Die Bruchstelle der Kulturen geht auch mitten durch den Basar am Chorsupplatz. Ein riesiger Kuppelbau überragt das offene Marktgelände. Breite Treppen führen zu den Hallen empor. Darin befinden sich der Gemüse- und Gewürzemarkt, von den Oberlichtern in eine fahle Dämmerstimmung getaucht. Handwerkerbuden, Gemischtwarenläden und Teppichbasare sind in unansehnlichen Betonbauten untergebracht, die den Markt umsäumen.

Es sind nicht die Gebäude, die den Markt leben lassen, es ist

die zentralasiatische Kultur. Es sind die Stoffe, Teppiche, Tücher, Kleider, die den Markt in bunte Farben tauchen, die Backwaren, die grillierten Spießchen, die Früchte, die Teekräuter, die Gewürze, die den Markt duften lassen, die Händlerinnen und Händler, ihre Stimmen, ihre Gesten, ihr Werben, die dem Markt Leben einhauchen. Der Metzger, der vor seinem Schlachtklotz vier behaarte Kalbsköpfe auf dem Boden ausgebreitet hat und der kraftvoll an einer Rinderseite herumsäbelt. Der Junge, der beinahe in seinem Haufen mit Fladenbroten verschwindet und der uns für hundert Sum, rund zwanzig Rappen, fünf Brote gibt, obwohl wir nur eines wollen.

So stellte ich mir orientalisches Leben immer vor. Bunt, lebendig, leicht chaotisch, mindestens für uns Europäer. Nur etwas fehlt: fliegende Teppiche. Leider finden wir den Stand nicht, wo es sie zu kaufen gibt.

Begleitet durch Taschkent werden wir von Amir Timur. Auf Plätzen, in Koranschulen, in Museen, immer ist Amir Timur mit uns. Mal als kleine Büste, mal überlebensgroß auf seinem Pferd, mal nur als Inschrift. Wo noch vor zehn Jahren Lenin stand, thront jetzt Amir Timur, auch Tamerlan genannt, auferstanden aus den Geschichtsbüchern, ernannt zum neuen Volkshelden Usbekistans. Ende des vierzehnten Jahrhunderts schuf er ein Imperium mit Samarkand als Zentrum.

Gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen Lenin und Amir Timur? Eroberer und Unterdrücker waren sie beide – Lenin ein fremder, Amir Timur ebenso, selbst wenn ihn die Usbeken auf der Suche nach ihrer Identität flugs zum eigenen Helden gemacht haben. Timur war vermutlich mongolischen Ursprungs. Die Usbeken selbst tauchten erst später, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, in der Region des heutigen Usbekistans auf.

Welches genau ist die Geschichte Zentralasiens? Zentralasien, von uns Europäern meist nur wahrgenommen als Pufferzone

zwischen Westen und Osten, immer wieder überrannt von allen Seiten her, von Alexander dem Großen, von Tschingis Khan, von Amir Timur, von den russischen Zaren, von den chinesischen Kaisern und zuletzt von Lenin und Stalin beziehungsweise von Mao von Osten her.

Es ist unmöglich, die Geschichte Zentralasiens auf wenigen Zeilen zu beschreiben. Deshalb, als Minimum, der Versuch, den Begriff Zentralasien zu definieren: Heute versteht man darunter landläufig die ehemaligen Sowjetstaaten Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan. Häufig dazugezählt wird zudem Afghanistan.

Besser verständlich wird die jüngste Geschichte allerdings, wenn man Zentralasien als ethnische Region definiert, als dasjenige Gebiet, in dem turkstämmige Völker leben: Kasachen, Kirgisen, Turkmenen, Uiguren und Usbeken. Dann zählt auch Chinas Westprovinz Xinjiang zu Zentralasien, weil dort – neben Minderheiten von Kasachen und Kirgisen – die Uiguren ihr Stammland haben. Da die Tadschiken von den Persern abstammen, zählt Tadschikistan bei dieser zweiten Definition streng genommen nicht zu Zentralasien, genauso wenig wie der Vielvölkerstaat Afghanistan.

So wie Zentralasien immer wieder überrollt wurde, so hat es immer wieder andere Bezeichnungen erhalten: Baktrien in der Antike, Skythien bei den Griechen, Tartarei bei den Römern und Turkestan unter den Zaren. 1924 wurde das sowjetische Turkestan in fünf Teilrepubliken aufgeteilt. Ihre Grenzen bildeten die Grundlage für die heute unabhängigen Staaten. Die chinesische Provinz Xinjiang besteht seit 1884, und 1955, sechs Jahre nach der Gründung der Volksrepublik China, erhielt sie den Status einer autonomen Republik.

Mit den Machtwechseln einher ging ein ständiges Ändern von Namen. Almatu, unter Sowjetzeiten Kasachstans Hauptstadt, wurde 1927 umbenannt zu Alma-Ata, und nach 1991 rückbenannt zu Almaty; Kirgistans Hauptstadt hieß bis 1926 Pischpek,

dann Frunse, heute heißt sie wieder Bischkek. Ähnlich verfahren wurde mit Dutzenden kleinerer Ortschaften und Hunderten von Straßennamen.

Ebenso wenig verschont wurden die Schriften. So wurde Usbekisch – eine Turksprache – ursprünglich arabisch geschrieben. Ab 1928 stellte man auf das lateinische Alphabet um, ab 1941 war das kyrillische an der Reihe. Seit der Unabhängigkeitserklärung von 1991 wird wieder die lateinische Schrift gefördert. Man verspricht sich dadurch eine schnellere Annäherung an die Türkei und an den Westen.

Wieder steht Amir Timur vor uns. Der Sockel aus rötlichem Granit, die Büste aus weißem Marmor. Wählerisch war man nicht, schnell musste es gehen, damals vor neun Jahren, Lenin weg, Timur her. Mich interessiert, wo all die Leninstatuen hingekommen sind. Gut versteckt, heißt es – man wisse ja nie, was die Zukunft noch bringe.

Vergesst eure Mütter nicht, ermahnt Muchtar Schachanow seine Landsleute:

»Ein gedächtnisvoller Wind verweht
Zu gedächtnislosem Staub
Einen jeden, der die Mutter,
Wie auch seine anderen vier Mütter
Vergisst und zu Staub verwehen lässt.
Wenn ein Volk vergisst zu hüten seine Mütter,
Wird es nie das Glück des Schicksals fühlen.«

Die vier Mütter, das sind die Erde, die Sprache, die Bräuche und die Geschichte. Sie sieht Schachanow in Gefahr, jetzt, da Zentralasien erst seit wenigen Jahren unabhängig und der Drang groß ist, alles Alte abzuwerfen. Bei allem Streben nach vermeintlich Besserem sollen die Bewohner Zentralasiens ihre Herkunft nicht leugnen und die Geschichte, auch die jüngste, akzeptieren.

»Es gibt ein Sprichwort, das besagt ...«, Ramil blättert in seinem Notizbüchlein, »... da, also, es besagt: Hebt man den Blick, erkennt man keine Grenzen!«

Für jede Situation findet sich ein Bonmot in seinem Büchlein. Es ist sein größter Schatz. Säuberlich notiert Ramil darin, was ihm später von Nutzen sein könnte, Sprichwörter eben, geschichtliche Daten, Zahlen zur Wirtschaft, aber auch Handfestes, Namen, Telefonnummern, Kontaktpersonen, mögliche Auftraggeber.

Ramil Irkabaev wird uns während der nächsten elf Tage durch Usbekistan begleiten. Er ist russischstämmiger Usbeke und zu Sowjetzeiten war er als Ingenieur für Wasserversorgungsprojekte im westlichen Usbekistan zuständig. Nach dem Ende der Sowjetunion musste Ramil, wie viele andere, seinen Blick heben, von alten Gewohnheiten Abschied nehmen und sich neu orientieren. Heute hat er drei Jobs, um sein Leben zu bestreiten und seine Familie durchzubringen: Er arbeitet für eine internationale Feuerversicherung, macht Übersetzungen und ist als Reiseleiter für einen usbekischen Reiseveranstalter tätig.

Die Bücher und Reiseempfehlungen über die zentralasiatischen Staaten, die wir vor der Abreise lasen, widersprachen sich stark, überboten sich in der Beschreibung möglicher Unannehmlichkeiten, warnten vor der unsicheren Lage im Allgemeinen und vor korrupten Beamten im Speziellen. So beschlossen wir, mit lokalen Führern zu reisen. Dies erweist sich jetzt als unser Glück. Für Ramil ist es keine Frage. Er wird uns helfen, neue Visa zu beschaffen.

Am Abend fahren wir ins Büro seines Arbeitgebers. Ein Visum für drei Tage? Das sei kein Problem, meint Ramils Chef, das könne er gut auftreiben. Wie er dann erfährt, dass wir mit einem anderen Agenten durch Kasachstan reisen werden, kippt die Stimmung. Nein, es handle sich nicht um ein Transitvisum, das wir benötigten, sondern um ein Aufenthaltsvisum, da könne er nichts tun für uns. Schlimmer noch, er hintertreibt Ramils

Bemühungen, uns zu unterstützen. Spätabends telefoniert er uns ins Hotel. Ramil müsse morgen schon um acht Uhr nach Chiva fliegen, da es auf unserem Flug keinen Platz mehr gäbe, teilt er uns mit. Der Fahrer werde uns wie abgemacht um zwölf Uhr abholen.

Um acht Uhr am nächsten Morgen steht Ramil im Hotel.

»Musstest du nicht fliegen?«

»Eigentlich schon. Aber ich habe mich geweigert. Zuerst müssen eure Visa her.«

Dazu bleiben knapp drei Stunden. Ab geht's auf die Straße, die Hand hoch, ein Lada hält, fährt uns zur Botschaft, für vierhundert Sum, rund achtzig Rappen.

Die Botschaft öffnet erst um neun Uhr.

»Halt, zuerst die kasachischen Staatsbürger!«, weist uns der Sicherheitsbeamte zurück.

Wir warten.

»Nein, ohne Einladungen können wir keine Visa ausstellen«, meint die Botschaftsangestellte später.

»Lassen Sie uns zum Konsul«, bittet Ramil.

»Der kommt erst gegen zehn Uhr.«

Wir warten.

Nach einer halben Stunde kommt der Konsul, verschwindet in seinem Büro. Kurze Zeit darauf öffnet sich die Türe wieder. Ramil springt auf.

»Nein, zuerst die kasachischen Staatsbürger!«

Wir warten.

Wieder öffnet sich die Tür, wieder springt Ramil hoch. Diesmal mit Erfolg. Wir werden eingelassen. Ramil erklärt und erklärt, zurückhaltend, diplomatisch, schmeichelnd. Wir sitzen da und lächeln höflich. Fünfzehn Minuten später – zahlreiche Ehrerbietungen und Komplimente erbracht, eine Einladung in die Schweiz in Aussicht gestellt, 130 Dollar hingeblättert – erhalten wir zwei neue Visa in die Pässe geklebt. Vorgestern am Zoll einige Scheine lockergemacht? Wer weiß, vielleicht wäre es billiger gekommen.

Auf die Straße, Hand hoch, Lada stoppt, kurzer Wortwechsel, achthundert Sum, und schon sind wir unterwegs zum Flughafen. In eineinhalb Stunden werden wir nach Chiva fliegen, es fehlt nur noch das Ticket für Ramil. Dieser Flug war von Beginn an eingeplant, weil es hier keine direkten Bahnverbindungen gibt.

»Ab jetzt dürft ihr nicht mehr erzählen, dass ich für einen Reiseveranstalter arbeite«, ermahnt uns Ramil auf dem Weg zum Flughafen.

Falls uns jemand frage, sollen wir sagen, wir hätten ihn privat kennen gelernt.

Ob wir denn etwas Verbotenes vorhätten, will Christina wissen.

Nein, aber sein Arbeitgeber werde nicht überall gerne gesehen, weil sich seine Reisegruppen auf Bergtouren oft in der Nähe von Grenzregionen aufhielten und die Gäste schon für Spione gehalten worden seien.

»Einmal habe ich eine Gruppe von japanischen Wissenschaftlern begleitet, die in der Grenzregion von Tadschikistan zu China Vermessungen durchführen wollte. Wir sind alle abgefangen und zurückgeschickt worden. Zwei der Gruppe sind am nächsten Tag doch noch unbemerkt nach China gelangt.«

»Und wenn ich jetzt auf dem Flughafen mein Billet kaufe, dann wartet fünf Minuten draußen, bevor ihr mir folgt!«

»Wozu denn das?«

»Es ist besser, wenn man mich nicht mit euch sieht. Zudem ist das Flugbillet günstiger, wenn ich nicht zusammen mit Ausländern reise.«

Nachdem Ramil sein Ticket gekauft hat – problemlos, entgegen den Behauptungen seines Chefs gibt es noch genügend freie Plätze –, wollen wir telefonieren. Ramil schickt uns zu einer öffentlichen Telefonzelle, fünfhundert Meter vom Flughafen entfernt.

»Nicht vom Flughafen aus telefonieren! Das Telefon könnte abgehört werden.«

Räubergeschichten oder Wahrheit? Was ist los mit Ramil? Es

fällt mir schwer, sein Verhalten einzuordnen. Muss er sich vor den hiesigen Behörden fürchten, als Russischstämmiger, als Vertreter einer unbeliebten Minderheit, dessen Abstammung offensichtlich ist, erkennbar am Aussehen und an der Sprache? Oder sind es die Erfahrungen aus den Sowjetzeiten? Ist die Freiheit zu denken, zu sagen, zu tun, was man will, doch nicht so groß, wie ich mir das vorstelle, da ich nichts anderes kenne? Klar, ich las Bücher und Reportagen über die Sowjetzeit, erfuhr daraus, dass ein ungeheurer Überwachungsapparat bestand, dass missliebige Personen bespitzelt, verhaftet, gefoltert und in Arbeitslager gesteckt wurden. Darüber zu lesen, ist das eine. Es konkret zu erfahren, das andere. Selbst wenn sich Ramil nur einbildete, verfolgt zu werden – was jemanden über Jahrzehnte prägt, legt er nicht so schnell ab.

Der Weg ist frei für unseren Abstecher zu drei Zentren der alten Seidenstraße: Chiva, Buchara und Samarkand. Bekannt sind sie für ihre großartigen Bauwerke – Moscheen, Minarette und Koranschulen. Wir besteigen das Flugzeug der Usbek-Air, mit großen Bedenken, die lotterige Aeroflot in Erinnerung, in die wir nur aus Not gestiegen sind, um von Warschau nach Moskau zu gelangen. Doch die Befürchtungen sind unnötig. Alles ist neu hier, das Flughafengebäude, die Pisten, das Flugzeug. Ein junger Staat, der zeigen will, dass er den Anschluss an die Moderne schafft. Ein geeigneteres Vorzeigeobjekt als eine Fluglinie gibt es wohl nicht.

Wo einst die Teppiche flogen

Über hundert Meter hoch hätte es werden sollen. Doch bei einer Höhe von 28 Metern ließ der Khan von Chiva den Bau stoppen. So steht es nun da, das türkisfarbene Kalta-Menar-Minarett, als ob man seinen Oberkörper gekappt hätte. Der Grund für den Baustopp? Vom Minarett aus hätte man in den Palast und in den Harem des Khans gesehen. Wahr oder nicht? Zumindest ist es die schönste der vielen Sagen über das Wahrzeichen Chivas.

Voller Anekdoten, eine wunderlicher als die andere, steckt Chiva. Erzählt werden sie uns von Yelena Allayarova, einer lokalen Reiseleiterin. Sie führt uns durch den historischen Kern der Stadt, der vollständig restauriert wurde und von einer mächtigen Mauer umgeben ist. Die Unesco, die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur, hat Chiva zum Weltkulturerbe erklärt und unter Schutz gestellt.

Auch ein nur 28 Meter hohes Minarett gibt Schatten. Der ist willkommen, denn kein Baum steht hier im Zentrum der Stadt, die Wüstensonne brennt unerbittlich und die Lehmmauern und Steinplatten reflektieren die Hitze. Nur eines irritiert mich: die wollenen Socken, die überall zum Verkauf angeboten werden. Beim Betreten einer Koranschule, auf dem Markt oder im Museum strecken uns traditionell gekleidete Frauen wollene Socken entgegen. Mit Strick- und Häkelwaren bessern die Einwohnerinnen von Chiva ihr bescheidenes Einkommen auf.

Rechts: Kasachstan-Express von Moskau nach Schimkent

Nächste Doppelseite links: Minarett der Medrese Islam Hodscha in Chiva

rechts oben: Medrese Muhammad Rahim Khan II in Chiva

rechts unten: Ion Karagounis und Christina Rütimann

Übernächste Doppelseite links: Kalta Menar, das kurze Minarett, in Chiva

rechts oben: Moschee Maghak-e Attari in Buchara

rechts unten: Kuppelbauten in Buchara



072
11931

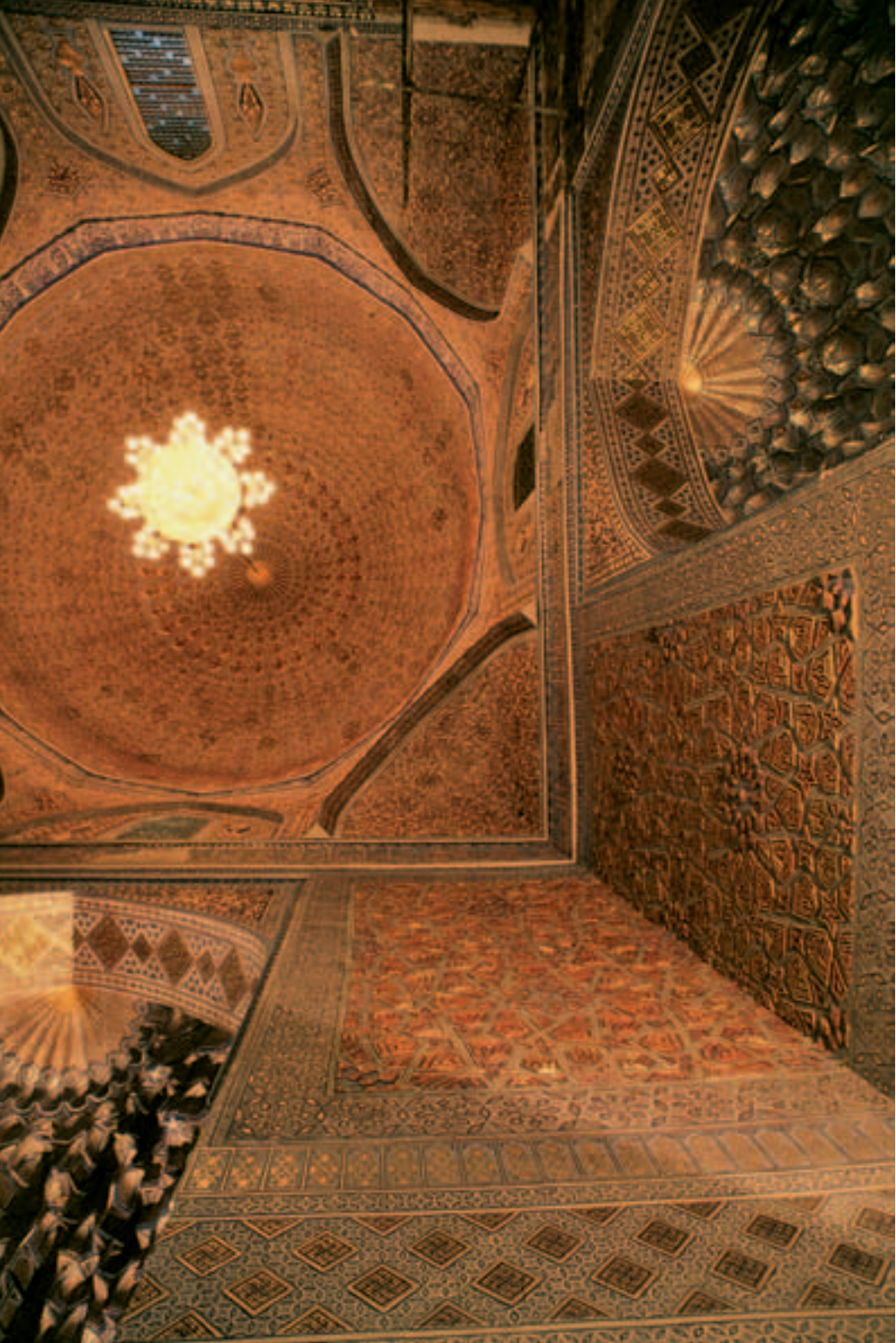
ҚАЗАҚСТАН
СІМӘТІ • МОСКВА















Wir besuchen das Museum nicht wegen der Socken, sondern wegen der Geldscheine aus Seide. Sie waren in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts im Umlauf.

»Dieses Geld wurde von Zeit zu Zeit gewaschen, und zwar ganz legal«, erzählt Yelena. Der Grund? Schmutz machte die Aufdrucke unleserlich.

Wie kam man überhaupt auf die Idee, aus Seide Zahlungsmittel zu machen? Es fehlte an Metall und Papier zur Herstellung von Geld. Bringt Schalen und Krüge, soll zwar der damalige Herrscher sein Volk aufgefordert haben. Er wollte sie einschmelzen und daraus Münzen prägen. Die Untertanen jedoch brachten Tongefäße.

Das Mittagessen wird im Innenhof eines Privathauses serviert. Bunte Teppiche dekorieren die Wände, auf weichen Teppichen machen wir es uns bequem. Ich stelle mir vor, wie es war, als sie noch flogen. Langsam schraube ich mich hoch, lasse den Innenhof unter mir und drehe nach rechts ab. Dann beschleunige ich, sause am Minarett vorbei, werfe einen kurzen Blick in den Harem, überfliege die Stadtmauer und verliere mich in der unendlichen Weite der Qizilkum-Wüste, der roten Sandwüste.

Ein reichhaltiges Essen holt mich zurück auf den Boden: *Shurpa*, eine Suppe mit Kartoffeln, gefüllten Peperoni und Karotten, *Nan*, das Fladenbrot, *Yumurta Barak*, mit Eiern gefüllte Ravioli, oder *Cheburek*, vergleichbar mit unseren Fleischkrapfen. Zum Nachtsch gibt es Nüsse, Melonen, Trauben und Süßigkeiten. Und wollene Socken. Mit einem verlegenen Lächeln werden sie von der Tochter des Hauses präsentiert.

Links oben: Nationalfeiertag in Samarkand

unten: Pilgerherberge Chanaka Nadir Diwan-Begi in Buchara

Vorhergehende Doppelseite links: Arabesken aus vergoldetem Pappmaché im Mausoleum Gur-e Amir in Samarkand

rechts oben: Torhaus Tschar Menar in Buchara

rechts unten: Mausoleum Gur-e Amir in Samarkand

Wie wird es der Tochter wohl ergehen, wenn sie in einigen Jahren heiraten wird? Vermutlich so, wie es uns Yelena heute Morgen geschildert hat. Eines Tages wird ein Bote der Familie Süßigkeiten bringen. Die Familie wird dann innerhalb von zehn Tagen herausfinden müssen, wer den Boten geschickt hat und um die Hand der Tochter ersucht. Sollte die Familie den Antrag ablehnen, wird sie dem Boten bei seinem nächsten Besuch bedeuten, dass er etwas habe liegen lassen. Sollte die Familie hingegen interessiert sein, wird sie die Süßigkeiten essen und dem Boten, der dann zum Vermittler wird, mitteilen, welche Aussteuer der Mann beizubringen habe; Kleider für die zukünftige Frau und für die Familie, Geld für die Familie und für die Verwandten. Über den Vermittler werden die beiden Parteien miteinander verhandeln. Sobald der Mann mit den Bedingungen einverstanden ist, wird er der Familie Brot schicken und die beiden werden heiraten, ohne sich vorher je begegnet zu sein.

Sollte die Ehe nicht gut gehen – genauer: sollte der Mann die Frau nicht mehr wollen, zum Beispiel weil sie kinderlos bleibt –, wird es zum Scheidungsszenario kommen. Dieses wiederum, hoffe ich, wird der Tochter nicht widerfahren. Denn der Mann wird sie aus dem Haus jagen und sie wird nur diejenigen Dinge mit sich nehmen dürfen, die sie im Augenblick des Rauswurfs auf sich tragen wird. Da dieser Moment nicht aus heiterem Himmel kommen wird, wird sie schon Tage und Wochen zuvor so viele Kleider und so viel Schmuck tragen wie nur möglich. Und zwar tags und nachts.

Tot nennen die einen den historischen Kern Chivas, künstlich restauriert, jeglichen Lebens beraubt. Ich erlebe Chiva anders. Einen orientalischen Charme strahlt die Stadt aus mit ihren kleinen, aber bunten Märkten, mit ihren in farbenfrohe Trachten gekleideten Frauen, mit ihren zwei- bis dreigeschossigen, lehmverputzten Häusern. Das soll einmal Sowjetunion gewesen sein? Verschlossenheit, sibirische Kälte, bleiche Gesichter, abgestumpf-

te Menschen kommen mir in den Sinn beim Gedanken an die Sowjetunion. Licht, Wärme, Lebenslust und Inspiration finde ich hier. Allein schon die Sprachen und Ortsnamen machen die Differenz. Chiva, Buchara, Samarkand – weich, geschmeidig und verheißungsvoll fließen sie über die Lippen. Zwischen Zunge und Zähnen knirschen und zischen dagegen Magnitogorsk, Krasnojarsk, Krasnowodsk oder Novokuznetsk.

Zentralasien und Sowjetunion, das passte nicht zueinander, es fehlte der innere Zusammenhang. Die Sowjetunion musste auseinander brechen.

Wo das Wasser endet, endet die Welt, besagt ein usbekisches Sprichwort. In Usbekistan ist das Ende der Welt ringsherum präsent. Chiva und andere Städte sind lediglich fruchtbare Inseln, umgeben von ausgedehnten Wüstengebieten. Mit gigantischen Bewässerungsanlagen und Kanalsystemen versucht man, das Ende in die Ferne zu schieben, macht man die Böden urbar und pflanzt Baumwolle.

Zur exzessiven Baumwollproduktion verdammt wurde Usbekistan zu Sowjetzeiten. Der warme Süden sollte die Union mit Rohprodukten wie Baumwolle versorgen. Dass dies nicht gut ging, weiß man heute. Legendär sind die geschönten Ertragszahlen, die die lokalen Behörden in den Jahren um 1980 nach Moskau meldeten. Erst Satellitenbeobachtungen brachten an den Tag, dass die hohen Produktionsraten nicht stimmen konnten. Die Bilder zeigten viele vermeintliche Baumwollfelder öde daliegen. Folgender Witz kursiert:

Der örtliche Parteichef kommt zu einem Bauern und fragt ihn:

»Genosse, wie viel Baumwolle haben wir dieses Jahr?«

»Genug, um sie bis zu Allahs Füßen aufzuschichten.«

»Idiot, hier gibt es keinen Allah, dies ist ein kommunistischer Staat!«

»Stimmt, denn hier gibt es auch keine Baumwolle.«

Von der Baumwolle abhängig ist Usbekistan noch heute.

Sie macht je rund vierzig Prozent an der landwirtschaftlichen Produktion und am Gesamtexport aus. Besonders schwer wiegt, dass andere Sowjetrepubliken die Verarbeitung der Baumwolle und der übrigen Rohstoffe besorgten. So gab es in Usbekistan zu Sowjetzeiten kaum verarbeitende Industriebetriebe. Sie entstehen erst jetzt und das dazu notwendige Wissen muss zuerst aufgebaut werden.

Der Baumwollanbau ist ohnehin eine fragwürdige Angelegenheit, da er wenig Rücksicht nimmt auf die natürlichen Ressourcen und die menschliche Gesundheit. Bei der Bewässerung werden Salze aus dem Boden gelöst. Mit dem verdunstenden Wasser steigen sie an die Oberfläche. Dort bleiben sie und schädigen die Pflanzen. Bevor neu gesät werden kann, müssen die Felder geflutet werden, um das Salz wegzuspülen. Dies benötigt enorm viel Wasser. Zudem verschwindet das Salz nicht, sondern reichert sich im Grundwasser an, das eigentlich als Trinkwasser dienen sollte. Hinzu kommen noch all die Chemikalien, die gesprüht werden, um Schädlinge zu bekämpfen und das Wachstum der Pflanzen zu fördern. Auch Entlaubungsmittel gelangen zum Einsatz, damit die gesamte Baumwolle gleichzeitig maschinell geerntet werden kann.

»Man hat uns versprochen, künftig auf die Verwendung der giftigen Stoffe zu verzichten«, erzählt Yelena. Doch sie bleibt skeptisch:

»Wir werden ja sehen, ob im Herbst die Baumwolle zufälligerweise überall wieder gleichzeitig reif wird.«

Die Bewässerungssysteme südlich von Chiva möchte uns Ramil zeigen. Er hat bei ihrer Erstellung mitgewirkt. Wir sprechen beim Direktor der örtlichen Wasserversorgung vor, den Ramil von früher her kennt. Doch wir erhalten keine Bewilligung zur Besichtigung. Das Gebiet liegt nahe zur turkmenischen Grenze und ist militärisch gesperrt.

Dafür sind wir am Abend zu Gast beim Personalchef der

Wasserversorgung. Er lebt am Rand von Chiva in einem Quartier mit einstöckigen Häusern, umgeben von kleinen Gärten. Die Anfahrt geht über holprige, unbefestigte Straßen. Zu sehen ist kaum etwas, da es keine Straßenlaternen gibt.

Wir werden in den Aufenthaltsraum geführt, einen quadratischen, hohen Raum, kaum möbliert, dafür reich geschmückt mit bunten Tüchern und Teppichen. Im Schneidersitz lassen wir uns am kniehohen Tisch nieder. Die Frauen tragen das Essen auf, verschwinden wieder. Wir speisen üppig, üppiger noch als zu Mittag.

Der Direktor der Wasserversorgung ist ebenfalls geladen. Er erzählt über die Probleme, in der die Wasserversorgung von Chiva steckt.

»Selbst die dringendsten Reparaturen an den Wasserleitungen müssen lange warten, weil wir kein Geld mehr haben. Wir haben bei der Regierung in Taschkent Hilfe beantragt, aber bis heute ist nichts gekommen.«

Wird etwas gemacht, kommt minderes, weil billigeres Material zum Einsatz. Ein Teufelskreis: Die Reparatur hält nicht lange, bald muss wieder geflickt werden. Die salzhaltigen Böden sind auch für die Wasserversorgung ein Problem, da die Metallleitungen schnell korrodieren.

»Es gibt zwar Rohre aus langlebigeren Materialien, aber wir können sie uns nicht leisten.«

Kurz, es fehlt an allem. Seit dem Ende der Sowjetunion zerfallen lebenswichtige Ver- und Entsorgungsanlagen nach und nach. Eine funktionierende Wasserversorgung zählt für Usbekistan offensichtlich weniger als eine prestigeträchtige Fluggesellschaft.

»Auf die Gesundheit!«, »auf die schweizerisch-usbekische Freundschaft!«, »auf die Wasserversorgung«, »auf ein baldiges Wiedersehen!« Glas um Glas wird erhoben, das gemeinsame Zusammensein gelobt, das Beste für die Zukunft gewünscht.

Ein sanfter Lufthauch streicht durch den Raum, spielt mit den Vorhängen, mit den Wandbehängen. Die Teppiche bewegen sich auf und ab, sanft, wellenartig. Die Muster tanzen, zerfließen. Der

Boden löst sich auf, ich hebe ab, schwebe schwerelos. Das Glas Wodka, das wir bei jedem Spruch leeren, zeigt Wirkung.

Keine fliegenden Teppiche hingegen gibt es in Buchara, wo wir am nächsten Tag hinfahren, dafür umso mehr fliegende Händler.

»Kommt und seht euch meine Ausstellung an! Kommt, kauft etwas!«

Ganz Buchara scheint uns auf den Fersen zu sein, will uns etwas verkaufen. Handgearbeitete, wunderschöne Stoffe, Kleider, Teppiche und Silberwaren gibt es, zudem viele billige Souvenirs.

Manche der alten Koranschulen wurden zu Markthallen umfunktioniert, Handwerker und Händler haben sich in den Zellen und Nischen der weitläufigen Gebäude niedergelassen. Auch das zweigeschossige Gebäude, dessen Räume sich gegen einen kleinen, viereckigen Hof öffnen, beherbergt heute viele Handwerksbetriebe, von der Seidenweberei bis zum Messerschmied. Früher diente es als Karawanserei, als Raststätte, in der Handelsreisende unterkamen, die auf der Seidenstraße reisten. Damals muss sich folgende Begebenheit abgespielt haben:

Hodscha Nasruddin machte Rast in der Karawanserei von Buchara, band seinen Esel fest und ging essen. Als er zurückkam, war der Esel weg. Wütend begab er sich zum Marktplatz und schrie um sich:

»Wehe dem, der meinen Esel geklaut hat. Es wird dasselbe geschehen wie vor dreißig Jahren, als meinem Vater der Esel gestohlen wurde!«

Kurze Zeit später brachten zwei verängstigte Männer den Esel zurück. Was denn damals passiert sei, wollten sie wissen. Nasruddin:

»Vater ging zu Fuß weiter.«

Dies ist nur eine der vielen Anekdoten über Hodscha Nasruddin, den verrückten Weisen, der Koranlehrer gewesen

sein soll. Ob er wirklich gelebt hat, ist unklar, aber die Geschichten über ihn gehören zum zentralasiatischen Kulturgut wie die Streiche der Schildbürger zum unsrigen.

Mehr Legende als Tatsache ist wohl auch die Geschichte um die Entstehung des Brunnens nahe dem Markt von Buchara. Ihn soll Hiob mit seinem Stab aus dem Felsen geschlagen haben. Heute steht der Brunnen inmitten eines kleinen, mit mehreren Kuppeln überdachten Gebäudes. Es ist frisch renoviert, rundherum sind die Handwerker noch an der Arbeit.

Wir setzen uns auf eine Steinbank, genießen die Kühle und schauen den Leuten zu, die ein und aus gehen, Einheimische, Pilger. Sie lassen den Eimer ins Brunnenloch tauchen, ziehen ihn hoch, trinken oder füllen das Wasser in Flaschen ab. Es soll heilen und Sünden vergeben.

»Lebt weiter mit euren Sünden«, empfiehlt uns Bella.

Bella Asanova arbeitet als Fremdenführerin. Sie begleitet uns durch Buchara und erzählt uns die Geschichten über Nasruddin und Hiob, aber auch über ihr Leben nach dem Fall der Sowjetunion.

Das Ende der Sowjetunion hat ihr neue Möglichkeiten eröffnet. So konnte sie kürzlich zusammen mit ihrem Mann eine Herberge eröffnen. Es seien aber viele neue Probleme hinzugekommen, erklärt sie. Insbesondere bedauert sie, dass heute in Usbekistan nicht mehr überall Russisch gelernt werde.

»Das Russische hat immerhin die verschiedenen Bevölkerungsteile zusammengehalten. Heute besteht ein nationalistischer Trend und die russische Minderheit gerät immer mehr unter Druck.«

Um die Ausbildung ihrer Kinder sorgt sich Bella zudem. Die ältere Tochter besucht eine russische Schule, wo es gute Lehrmittel gibt. Ihr jüngerer Sohn hingegen wollte unbedingt in eine usbekische Schule, an deren Qualität sie Zweifel hegt.

»Doch für die Jungen ist es heute normal, in eine usbekische Schule zu gehen«, meint Bella.

»Sie haben die Sowjetunion nicht mehr gekannt und haben keine Beziehung mehr zur russischen Kultur.«

Zum Glück gibt es die Moscheen. Im geschäftigen Buchara sind sie Oasen der Stille. Außerhalb der Gebetszeiten sind viele von ihnen Fremden zugänglich, so die Kalon-Moschee. Bis zu 15 000 Gläubigen bietet sie Platz.

Wir sind alleine hier. Unbedeutend kommen wir uns vor in der riesigen Halle, verloren zwischen den 208 Säulen, die das Dach aus 288 kleinen Kuppeln stützen. Gleich ergeht es uns im Hof. Zwei kleine Punkte auf einer riesigen Steinfläche. Nein, da ist noch eine Linie. Sie trennt den Platz in zwei Teile. Es ist der Schatten des Kalon-Minarets, das vor der Moschee in den Himmel steigt. Früher einmal riefen die Muezzine die Gläubigen vom Minarett aus zum Gebet. Heute ist das Minarett ein grandioses Baudenkmal ohne Funktion. Denn es dient auch nicht mehr als Richtstätte. Bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts steckte man Delinquenten in Säcke, schleppte sie auf das Minarett und ließ sie die 47 Meter in die Tiefe fallen.

Die meisten Usbeken sind islamischen Glaubens, und seit der Unabhängigkeit können sie ihrer Religion wieder nachgehen. 200 Moscheen und 170 Medresen – so heißen die Koranschulen – soll es in Buchara heute wieder geben. Der Islam wird als Teil der nationalen usbekischen Identität angesehen. Doch die neue Freiheit ist begrenzt. Islam Karimov, früher Generalsekretär der Kommunistischen Partei Usbekistans, heute Staatsoberhaupt und im Januar 2000 mit einer sagenhaften Mehrheit von 91,9 Prozent wiedergewählt, kontrolliert sein Land rigide. Er verhindert konsequent jegliche Versuche der Religion, Einfluss auf die Politik zu nehmen. Aufschärfste bekämpfen Karimov und sein Regime, was nur im Entferntesten mit islamischem Fundamentalismus zu tun haben könnte. Muezzine gibt es keine mehr, denn es ist verboten, die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Die Muezzine könnten das Volk aufhetzen, wird befürchtet. Wer einen Bart trägt,

kann im Gefängnis landen, wer religiöse Schriften mit sich führt, ebenso – nicht selten werden sie unliebsamen Personen bei einer Polizeikontrolle zuerst untergeschoben.

Nichts habe sich geändert in Zentralasien, schrieb Tiziano Terzani in seinem Buch *Gute Nacht, Herr Lenin!* Terzani, Asienkenner, Journalist und Schriftsteller, war zufälligerweise in der Sowjetunion, als diese im Herbst 1991 zerbrach. Als er die Meldung vom Putsch in Moskau vernahm, machte er sich auf die Reise durch die südlichen Sowjetrepubliken um herauszufinden, wie diese auf das Ende reagierten. Sein Fazit war ernüchternd: alles sei grau, sowjetisch grau.

Was für ein Unterschied neun Jahre danach! Zentralasien ist erwacht, die Lethargie ist weg.

Fotos von Terzani zeigen ein heruntergekommenes Buchara mit verlotterten, zerfallenen Bauten. Natürlich stolpern auch wir durch staubige, unbefestigte Gassen, laufen stinkende Abwasserkanäle entlang und verirren uns in schmutzige Hinterhöfe. Öfters aber treffen wir auf restaurierte Märkte, Moscheen, Medresen, atemberaubende Gebäude, die in neuem Glanz erstrahlen, bezaubernde Bauten mit blauen Kuppeln und mit erdig warmen Mauern. Wir spazieren durch eine lebendige Altstadt rund um das Laby-Houze-Viertel, finden kleine Geschäfte, Handwerksbuden und Restaurants. Hinter hohen, unscheinbaren Mauern in einer Seitengasse verbirgt sich unsere Herberge. Sie wurde kürzlich renoviert, der Innenhof mit neuen Steinplatten belegt, die Wände frisch getüncht. In den kleinen Zimmern gibt es Dusche, WC und Fernseher, an der Rezeption Computer mit Internetzugang.

Terzani sah wütende Leute, betrogen vom Schicksal, sämtlicher Illusionen beraubt. Solche sehen auch wir, arme Teufel, ohne Einkommen, ohne Aussicht, zu Geld und Essen zu kommen. Gerade fünfundzwanzig Dollar soll ein Usbeke in der Stadt im Durchschnitt pro Monat verdienen, auf dem Land noch weniger.

Dies bei einem geschätzten minimalen Bedarf von dreißig Dollar, um sich das Nötigste leisten zu können. Wir treffen aber genauso Leute, die sich über die neu gewonnene Freiheit freuen, sie als Chance wahrnehmen und sich eine neue Zukunft gestalten, aller Widerwärtigkeiten zum Trotz. Dazu zählen Ramil und Bella, oder Asel und Valera, die wir später in Kasachstan treffen werden.

»Man muss jetzt noch gehen. Wer weiß, wie es in zehn Jahren sein wird!« Wie oft habe ich das vor der Abreise zu hören bekommen, mitunter selbst gedacht.

Was für eine Aussage! Als ob alles immer schlimmer würde. Heute ist die Welt noch intakt, morgen nicht mehr.

»Man muss jetzt noch gehen.« Ein simpler Satz, der Fragen provoziert.

Was, bitte, heißt schon intakt? Friedliche Verhältnisse? Traditionelle Kultur? Ursprüngliche Natur? Und wo, bitte, ist es noch intakt? Offenbar nicht bei uns in Europa, sonst müssten wir nicht jetzt noch gehen. In der Fremde suchen wir Qualitäten, die wir bei uns längst dem Fortschritt geopfert haben. Und konsumieren sie so lange, bis sie dort ebenfalls verschwunden sind.

Aber: Ist Fortschritt wirklich nur schlecht? Und das Festhalten an gewohnten Verhältnissen nur gut? Wohl kaum. Wer hätte vor zehn Jahren schon gesagt, in die Sowjetunion muss man jetzt noch gehen?

Die Strecken zwischen den Städten legen wir in privaten Fahrzeugen zurück. Bei vierzig Grad Hitze sei der öffentliche Bus eine Qual, meint Ramil. Meist verbringt er am Vortag unserer Weiterreise ein bis zwei Stunden damit, eine günstige Fahrgelegenheit zu organisieren. Dazu begibt er sich zum Bushof, da dort private Fahrer auf Kundschaft warten. Ramil vergleicht verschiedene Angebote, spielt sie gegeneinander aus und drückt den Preis um die Hälfte. Dreißig bis vierzig Dollar kostet so eine Fahrt von fünf bis sechs Stunden Dauer für drei Personen.

»Ich habe einen erfahrenen Chauffeur gefunden«, erzählt uns Ramil am nächsten Morgen vor unserer Abfahrt nach Samarkand.

»Er hat zwar keine Erlaubnis, ausländische Gäste zu befördern, aber immerhin eine Taxilizenz.« Und: »Sollten wir in eine Kontrolle geraten, wird mir schon eine Ausrede einfallen.«

Eine Art Autobahn verbindet Buchara mit Samarkand. Betonelemente trennen die beiden Fahrtrichtungen. Mit hundert Kilometern pro Stunde rasen wir dahin. Und weichen dem aus, was sich sonst noch auf der Straße befindet: Schlaglöchern, Bodenwellen, Eselskarren, herrenlosen Pferden, schwer gepackten Fussgängern, Männern, die miteinander diskutieren, Kindern, die am Straßenrand spielen, Fahrrädern und Autos, die in die falsche Richtung unterwegs sind, Rindern, die an Stricken über die Betonelemente gezerrt werden. Komfortabel muss es gewesen sein, als die Teppiche noch flogen.

Immer wieder haben wir Straßensperren und Kontrollposten von Polizei und Militär zu passieren.

»Diese Kontrollen müssen sein«, erklärt Ramil. »Sie sind zwar lästig, dienen aber der Sicherheit unserer Bürger.«

Zurzeit sei besondere Vorsicht geboten, da Usbekistan übermorgen, am ersten September, seinen Nationalfeiertag begehen werde. Wovor man Angst habe und wen man suche, möchten wir wissen. Extremisten, antwortet Ramil unbestimmt. Vermutlich weiß selbst er nicht mehr, denn die Informationspolitik der Regierung ist einsilbig und einseitig. Den Rest reime ich mir selber aus verschiedenen Quellen zusammen.

Im Februar 1999 wurden in Taschkent vor dem Regierungsgebäude mehrere Bomben gezündet, die fünfzehn Tote und 140 Verletzte gefordert haben. Der Anschlag galt dem Präsidenten, der jedoch zufälligerweise abwesend war. Islamische Terroristen sollen es gewesen sein – trotz plausibler anderer Verdachtsmomente waren die Täter rasch bezeichnet, erste Verdächtige bald verhaftet und Todesurteile kurz darauf gefällt. Die möglichen

Drahtzieher jedoch fand man nicht. Im Herbst darauf drangen Truppen der usbekisch-islamischen Bewegung von Tadschikistan her in den Süden Kirgistans ein. Sie konnten erst nach drei Monaten gemeinsam von kirgisischen und usbekischen Streitkräften zurückgedrängt werden.

Anfang August 2000, kurz vor unserer Abreise, fielen erneut islamische Kämpfer ein, wiederum in Kirgistan und erstmals auch in Usbekistan. Sie drangen vom Gebirge her bis ins Flachland vor, bis in die Nähe von Samarkand, wohin wir unterwegs sind. Noch müssen sie da sein. Denn erst gestern ließ Präsident Karimov verlauten, man werde die Terroristen bald besiegt haben. Wir allerdings werden das alles erst nach unserer Rückkehr hören – wüssten wir es bereits heute, würden wir unsere Route wohl ändern.

Zentrum des Konflikts mit den islamischen Fundamentalisten ist das Ferganatal. Es liegt östlich von Taschkent in den Ausläufern des Tianshan-Gebirges. Dort möchten die Fundamentalisten einen islamischen Gottesstaat einrichten. Die extremistischen Strömungen sind jedoch lediglich das Resultat tiefer gehender Probleme im Ferganatal. Über elf Millionen Menschen – Kirgisen, Tadschiken, Usbeken – leben dort dicht gedrängt auf einer Fläche von 25 000 Quadratkilometern. Ihre wirtschaftliche und soziale Lage ist schlecht und die verschiedenen Volksgruppen gerieten in den letzten Jahren wiederholt aneinander, meist wegen alltäglicher Dinge wie den Bezugsrechten von Wasser oder der Verteilung von Land. Zu den bisher größten Unruhen kam es im Juni 1990 in der Nähe der kirgisischen Stadt Osch: Kirgisen veranstalteten regelrechte Hetzjagden auf Usbeken infolge eines Streits um ein Grundstück. Gegen dreihundert Tote, meist Usbeken, gab es gemäß offizieller Darstellung. Tausend Tote lautete die Bilanz unabhängiger Beobachter.

Schuld an den Problemen sind nicht zuletzt die Grenzen, die Stalin kreuz und quer durch das Ferganatal gezogen hat. Das Zentrum des Tals gehört zu Usbekistan, umgeben wird es im

Norden, Osten und Süden von Kirgistan, im Westen von Tadschikistan. Hinzu kommen einige tadschikische Enklaven auf kirgisischem Gebiet. Das ging gut, solange die Grenzen offen waren. Nach dem Ende der Sowjetunion jedoch fanden sich viele Bewohner des Ferganatal auf der falschen Seite wieder, Kirgisen in Usbekistan, Usbeken in Kirgistan, Tadschiken in Kirgistan und Usbekistan.

Meist können wir die Polizeiposten passieren ohne kontrolliert zu werden. Einige Sperren umgeht der Fahrer geschickt: Er nimmt einen kleinen Umweg, wenn er sie von weitem sieht. Oder er fährt ohne zu halten rechts an einem Auto vorbei, das gerade kontrolliert wird. Nur einmal muss Ramil auf die Ausrede zurückgreifen. Mit Erfolg, nach kurzer Wartezeit können wir weiter. Die Ausrede? Sie ging so, erzählt Ramil später:

»Der Fahrer hat gesagt, er habe nicht gewusst, dass ich Ausländer mitbringe. Ich habe gesagt, ich habe nicht gewusst, dass der Fahrer keine Lizenz für Ausländer habe.«

Sieben Kontrollposten innerhalb von fünf Stunden und dann eine solch billige Ausrede! So geht das hier.

»Safran, Safran!« Nicht mehr wollene Socken, sondern Safran wollen uns die Händler auf dem Esswarenmarkt von Samarkand verkaufen. Überwältigend ist das Angebot an frischen Produkten: Brote, Gemüse, Gewürze, Früchte, Getreide, Geflügel, Fleisch. An einem Stand mit Gewürzen und Kräutern wählt Christina verschiedene Teesorten aus. Ich bezahle den geforderten Betrag und werde komisch angeschaut. Feilschen um jeden Preis! Noch haben wir uns nicht daran gewöhnt. Unsere Kumulus- und Superkarten sind nutzlos hier, der Rabatt wird nicht auf der Monatsrechnung abgezogen, er muss vor Ort ausgehandelt werden.

Der Warenhandel ist überall präsent – nicht zuletzt, weil er für viele die einzige Einnahmequelle ist. Die Usbekistanskaya zum Beispiel ist die Straße der Wassermelonen. Kunstvoll sind die grünen Kugeln auf dem Trottoir aufgeschichtet. Daneben ein

kleines Zeltdach, zwei Stahlbetten mit Matratze und eine Familie vor dem Fernseher. Sie lebt so lange hier im Freien, bis die Melonen verkauft sind. Tag für Tag wird der Haufen etwas kleiner.

Gehandelt wird auch mit Dollars. Dollars in größeren Mengen zu besitzen ist für die Einheimischen zwar illegal, begehrt sind sie trotzdem. Denn der usbekische Sum verliert seit der Wirtschaftskrise von 1998 ständig an Wert. In Kasachstan, in Kirgistan, ja selbst in Russland haben sich die lokalen Währungen wieder stabilisiert. Anders in Usbekistan. Rund 750 Sum erhält man zurzeit auf dem Schwarzmarkt für einen Dollar, wer gut verhandelt, achthundert. Für den Geldwechsel nimmt man am besten einen Plastiksack mit. Nicht etwa, um die Dollars zu verstecken, sondern um die 640 Fünfzig-Sum-Noten zu verstauen, die man für vierzig Dollar erhält.

Im Untergrund wird ebenfalls intensiv gehandelt. Samarkand ist in den letzten Jahren zu einer der wichtigsten Durchgangsrouten des internationalen Drogenhandels geworden. Etabliert hat sie sich, weil der Iran den Kampf gegen die Drogenschmuggler intensiviert hat. Laut einem Bericht des französischen *Observatoire géopolitique des Drogues (OGD)* kaufen usbekische Geschäftsleute die Drogen in Afghanistan und verschieben sie durch Usbekistan und Kasachstan nach Russland und Europa. Dabei geht es nicht um einige Kilogramm, sondern um Tonnen von Drogen, die in eigentlichen Karawanen transportiert werden. 4565 Tonnen Opium wurden 1999 in Afghanistan gewonnen, rund 75 Prozent der weltweiten Produktion. Laut OGD ist Usbekistan nicht nur ein wichtiges Transitland, sondern auch das Zentrum, um Drogengelder aus der ganzen Region zu waschen.

In Samarkand sind die Höhepunkte der zentralasiatischen Baukunst zu sehen: die drei Medresen am Registan-Platz, die Bibi-Khanym-Moschee und das Gur-Amir-Mausoleum. Hier liegen Amir Timur und sein Enkel Ulugh-Bek begraben. Ulugh-Bek erbaute im fünfzehnten Jahrhundert die weltweit modernste

Sternwarte und war für seine astronomischen Forschungen berühmt. Von Amir Timur wird behauptet, dass er hinkte, von Ulugh-Bek, dass er geköpft wurde. Über Jahrhunderte blieben die Behauptungen unbelegt. Denn niemand traute sich, die Gräber zur Überprüfung zu öffnen. Die Angst vor bösen Geistern und unkontrollierbaren Folgen saß zu tief. Am 21. Juni 1941 setzte sich ein Team von Wissenschaftlern über die Bedenken hinweg und öffnete die Gräber. In der darauf folgenden Nacht griff Hitler die Sowjetunion an.

Besonders eindrucksvoll ist die Shahir-i-Zindah, eine zweihundert Meter lange Gräberstraße. Links und rechts stehen Mausoleen, jedes in einer anderen Form und in anderen Farben. Kuppeln, Fassaden und Säulen sind reich verziert mit Mosaiken und Ornamenten in verschiedensten Blautönen, in Gelb und Weiß. Einige von ihnen wurden restauriert, andere zerfallen mehr und mehr. Die Verzierungen sind abgeplatzt, Grasbüschel wachsen aus dem verblassenden Türkis der Kuppeln. Die Gräber seien ein Pilgerort und mit nötigem Respekt zu betreten, mahnt unser Reiseführer. Dazu passt aber die frische Blutspur am Boden nicht. Wir folgen ihr, biegen um die Ecke des nächsten Mausoleums. Dort zerlegen drei Einheimische ein frisch geschlachtetes Schaf.

Die architektonischen Höhepunkte der Vergangenheit kontrastieren mit dem Rest der Stadt. Sie bilden keine Einheit, nicht wie Chiva innerhalb der Mauern, nicht wie Bucharas rund um das Laby-Houze-Viertel. Die alten Kostbarkeiten stehen als Relikte mitten in einer zwar angenehm grünen, aber gesichtslosen Stadt.

Statt Hochkultur erleben wir Alltagskultur. Zum Beispiel beim Essen. Nicht gerade gastlich kommt das Gasthaus an der Registanskaya daher. Zerfleddertes Gefieder in verkoteten Käfigen ziert das Entree. Wir ziehen den Marco-Polo-Schnellimbiss schräg gegenüber vor. Er bietet Omeletten mit Ketchup und Mayonnaise. Dazu gibt's eine Bouillon mit zähen Fleischstücken.

Ein spezielles Ambiente bietet das Oasis am nächsten Abend.

Das Restaurant liegt im Gorki-Park. Wasserteiche und Kanäle umfließen die Terrasse, bunte Lichterketten beleuchten die Tische. Hier trifft sich, was ein bisschen Geld hat. Nicht das Essen bleibt in Erinnerung, sondern die Sängerin. Herausgeputzt in ihrem weißen Kleid steht sie auf dem Podest, das vor dem Restaurant aufgebaut ist. Mit kraftvoller Stimme singt sie zum Orchester ab Band und ringt um Aufmerksamkeit. Doch ihre Lieder verhallen ungehört in der Nacht. Einzig zwei Mädchen hüpfen und wirbeln auf der Bühne herum. Das erwachsene Publikum hingegen interessiert sich nur für Bier und Spirituosen. Diese fließen reichlich. Die beiden Deutschen, die wir hier treffen, bestellen zwei Wodka zum Nachtisch. Serviert bekommen sie zwei Fünf-Deziliter-Flaschen.

So ist es eben. Von der Vergangenheit bleiben nur die Höhepunkte. In der Gegenwart trifft man alles, auch Mittelmäßiges, Zweifelhafes, Widersprüchliches.

Dazu zählt auch der usbekische Nationalfeiertag, der heute begangen wird. Eigentlich hätte uns Ramil das Museum für usbekische Geschichte, Kunst und Kultur zeigen wollen. Und mit uns nach Schachrisabs fahren wollen, dem Geburtsort von Amir Timur. Wir haben jedoch genug gehört von all den Kriegsgeschichten und Kriegsherren. Weit wären wir ohnehin nicht gekommen. Denn Nationalfeiertag bedeutet in Usbekistan noch mehr Polizeipräsenz als sonst. Praktisch alle Straßenverbindungen in den Süden und Südosten – in Richtung Tadschikistan und Afghanistan – sind gesperrt.

Zwei Mal sei er kontrolliert worden, erzählt Ramil am Abend, als wir ihn wieder treffen. Beim Museum hätten sie seinen Rucksack durchsucht, auf dem Bushof sei er sogar in den Polizeiposten abgeführt worden.

»Als sie sahen, wie ich mit einem Fahrer verhandelte und etwas auf einen Zettel kritzelte, nahmen sie mich fest. Sie wollten mir etwas Illegales anhängen und drohten gar, mich dem Geheimdienst zu übergeben.«

Letztlich ging es wohl ums Geld. Zwanzig Dollar musste Ramil zahlen, damit ihn die Polizisten laufen ließen. Es sei schon schade, dass wir nicht nach Schachrisabs gefahren seien, fährt Ramil unvermittelt fort. Und schwärmt begeistert über Amir Timur, über Ulugh-Bek und die usbekische Geschichte.

Diese Widersprüche! Ich verstehe immer weniger. Wie kann Ramil stolz sein auf den unabhängigen Staat Usbekistan, Verständnis aufbringen für das Regime und seine penetranten Kontrollen, wo er sich als Angehöriger einer Minderheit gleichzeitig davor fürchtet und selbst Opfer wird?

Vielleicht soll ich gar nicht verstehen. Denn wir durchstreifen Zentralasien lediglich, kratzen an seiner Oberfläche, stoßen auf zufällige Teile einer wechselvollen Geschichte, die sich kaum zu einer Einheit fügen lassen, zumindest nicht innerhalb der kurzen Zeit, die wir hier haben. Denn unser Fahrplan ist unerbittlich, zwingt uns weiter, drängt uns zurück nach Taschkent und an die usbekisch-kasachische Grenze.

Wilde Blumen, Bären, Banditen und Beamte

Auf der kasachischen Seite der Grenze erwartet uns Asel Jumabekova, eine 23-jährige Studentin aus Bischkek. Sie und ihr Fahrer Valera Ovchinikov werden uns durch Kasachstan führen. Wieso sie uns nicht im nur fünfzehn Kilometer entfernten Taschkent abgeholt haben, erkundigt sich Christina.

»Nicht möglich, dazu hätte ich ein Visum benötigt«, antwortet Asel, »und das ist zurzeit kaum erhältlich.«

Taschkent, die wichtigste Metropole der Region, ist heute für viele Zentralasien nur noch schwer zu erreichen. Die willkürlichen Grenzen – von Stalin gezogen, aber immer vergleichsweise durchlässig – sind plötzlich Staatsgrenzen geworden. Sie trennen, was zusammengehört: Kirgisen von Kirgisen, Kasachen von Kasachen, Usbeken von Usbeken.

Nach dem Ende der Sowjetunion sah es vorerst gut aus. Zwölf Staaten, alle außer Estland, Lettland und Litauen, schlossen sich in der Gemeinschaft der unabhängigen Staaten GUS zusammen. 1992 sicherten sie im Bischkekerabkommen ihren Staatsangehörigen gegenseitig Visafreiheit zu.

Doch damit ist es heute vorbei. Die nationalen Interessen überwiegen mehr und mehr. Das Abkommen von Bischkek bröckelt seit längerer Zeit, Turkmenistan schied bereits 1997 aus. Vor vier Tagen, am 31. August 2000, hat Russland angekündigt, dass es die generelle Reisefreiheit für die Bürgerinnen und Bürger der ehemaligen Sowjetunion wieder aufheben will. Bilaterale Abkommen mit jedem einzelnen Staat sollen sie ersetzen. Damit will Moskau gegen internationalen Terrorismus, organisierte Kriminalität und illegale Migration vorgehen.

Los geht's Richtung Schimkent. Doch nach zehn Minuten werden wir bereits das erste Mal gestoppt. Ein Polizist bittet uns in sein Büro. Es ist in einem Baucontainer am Straßenrand unterge-

bracht. Der Beamte heißt uns Platz nehmen. Er setzt sich an seinen Tisch, blättert in unseren Pässen, macht Eintragungen in seine Bücher, runzelt die Stirn.

»Ah, schwejzarski banki«, bemerkt er schließlich versöhnlich.

»Ich sammle ausländische Banknoten – habt ihr mir nicht etwas Schweizer Geld?«

Diesen Wunsch können wir natürlich nicht ausschlagen. Christina gibt ihm eine Zehnernote und erhält dafür sogar einige hundert kasachische Tenge.

Wir dürfen weiterfahren. Asel ärgert sich.

»Ich bin sicher, dass man dem Polizisten vom Zoll aus telefoniert und angekündigt hat, dass Ausländer im Anzug sind.«

Schimkent umfahren wir in der Folge großräumig – zu viele Polizeikontrollen, befindet Asel.

Nicht die unendlich weiten Steppen Kasachstans interessieren uns, sondern das Naturschutzgebiet von Aksu-Dschabagly. Es liegt in den westlichen Ausläufern des Tianshan. Tianshan ist chinesisch und bedeutet Himmelsgebirge. Ein nahe liegender Name, denn die Gipfel ragen über fünftausend Meter in die Höhe. Der Tianshan erstreckt sich über eine Länge von zweitausend Kilometern, von Kasachstan über den größten Teil Kirgistans bis weit hinein in den Westen Chinas.

Nach drei Stunden Fahrt treffen wir in Dschabagly ein, dem Ausgangspunkt für Exkursionen in das Naturschutzgebiet. Mehrere Fabrikgebäude liegen an der Straße beim Dorfeingang, baufällige Hallen mit löchrigen Wellblechdächern, zerschlagenen Scheiben und rostenden Metalltoren.

»Hühnerfarmen«, erklärt Asel, »doch jetzt stehen sie leer.«

Huhn neben Huhn neben Huhn. Zu Tausenden standen sie in den Hallen. Legten Ei um Ei, Tag für Tag. Legekraft erschöpft, Verarbeitung zu Suppenhuhn. Hier muss die Idee zum Film *Chickens Run* entstanden sein. Doch die Hühner von Dschabagly

befreiten sich nicht selbst. Zuerst musste die Sowjetunion untergehen.

»Die Firmen wurden privatisiert und gingen bankrott«, ergänzt Asel. Was für ein Glück für die Hühner!

Die Menschen dagegen dürften weniger glücklich sein mit der veränderten Situation, ist mein erster Eindruck von Dschabagly. Eine breite Straße teilt das Dorf, links und rechts stehen einstöckige Häuser, versteckt hinter verwitterten Gartenmauern und knorrigen Bäumen. Die Infrastruktur ist in schlechtem Zustand: Der Straßenbelag ist löchrig, aufgerissen, teilweise nicht mehr existent. Strommasten stehen schräg und drohen zu kippen, die Kabel hängen tief. Dann etwas, was ich noch nie gesehen habe: Die Gas- und Wasserleitungen zur Versorgung der Häuser sind oberirdisch verlegt. Sie laufen die Gartenmauern entlang, etwa zwanzig bis dreißig Zentimeter über dem Boden. Die Hauszufahrten werden in einem rechteckigen Bogen überspannt. Vielleicht keine schlechte Lösung, kann doch ein Leck schneller gefunden und einfacher repariert werden.

Produkti steht in großen Lettern auf einem kahlen Gebäude mit Beton- und Blechfassade. Die Buchstaben hängen schief, einige sind abgefallen. Ein Blick durch die Fenster offenbart: Viele Produkte gibt es hier nicht zu kaufen. Die bunten, überquellenden Märkte von Samarkand und Taschkent, die atmosphärenreichen, lebendigen Gassen von Chiva und Buchara – wo sind sie geblieben? Drei Tage nur ist es her und doch scheinen sie mir unwirklich fern. Zauberhafte Inseln in einem armen, problembeladenen Land. Nach und nach werden wir mit den unterschiedlichen Gesichtern der ehemaligen Sowjetunion konfrontiert.

Berühmt sei das Naturschutzreservat von Aksu-Dschabagly für seine Tulpen, Bären und Schneeleoparden, erklärt der Museumsdirektor von Dschabagly. Extra für uns öffnet er an diesem Sonntagnachmittag das Museum. Enthusiastisch und gestenreich präsentiert er seine Ausstellung: große Schaukästen mit ausgestopf-

ten Bären, Hasen, Adlern und Schneehühnern, im Hintergrund imposante Berg- und Flusskulissen aufgemalt. In der Mitte des Raums stehen mehrere beleuchtete Vitrinen mit Dutzenden von Insekten und Schmetterlingen, säuberlich aufgesteckt, systematisch sortiert und beschriftet.

Nach dem Rundgang führt uns der Direktor in sein Büro, wo er uns seine Visitenkarte übergibt: *Bektur Tuleush-uly, senior scientist and chief of Aksu-Jabagly nature reserve's trip service.*

»Schon über zweihundert wissenschaftliche Artikel habe ich geschrieben, über zweihundertfünfzig Radiointerviews gegeben und an unzähligen Kongressen teilgenommen«, erklärt er stolz.

Wir tragen uns ins Gästebuch ein, übergeben ihm unsere Visitenkarten. Er ermahnt uns:

»Denkt daran, nur wenn wir die Natur schützen, bleiben die Menschen gesund!«

Zuletzt schiebt er noch einen kleinen Zettel über den Tisch. Darauf sind die Menschenrechte zusammengefasst.

»Und ich möchte betonen: Ich habe mich immer für die Menschenrechte eingesetzt. Ich war nie Kommunist, nie!«

Wer nach Dschabagly kommt, übernachtet in *Zenja and Lyuda's boarding house*. Zenja und Lyuda, das Besitzerpaar, haben früh realisiert, dass das Interesse an Reisen in Naturschutzgebiete zunimmt und dass fremde Gäste dafür selbst nach Kasachstan kommen. Sie haben ihr Haus zu einer kleinen Pension ausgebaut und mit einem Anbau und einem zusätzlichen Gebäude ergänzt. Rund zwanzig Personen können hier übernachten. Im Frühjahr, wenn am meisten Gäste anreisen, reicht der Platz kaum noch. Zurzeit werden zwei weitere Bungalows für je acht Personen erstellt.

Zenja und Lyuda sorgen für alles – für das Essen in der Unterkunft und für die Verpflegung unterwegs. Meine Befürchtungen nach dem Blick durch die Fenster des *Produkts* waren umsonst. Das Abendessen ähnelt zwar dem bisher gehabtten – Lamm-

fleisch, Suppe, Gemüse –, doch es ist exzellent zubereitet. Zu trinken gibt es Kompott, ein sirupartiges Getränk, hergestellt aus gedörrten Früchten wie Äpfeln oder Pflaumen. Nach dem Essen dann die obligate Nachspeise: Wodka, einen halben Liter für vier Personen.

Früher habe er als Flughafenpolizist in Almaty gearbeitet, erzählt Valera. Vor einigen Jahren hat er sich als Fahrer selbstständig gemacht. Heute besitzt er zwei Jeeps und ist für verschiedene Tourorganistoren tätig. Er war schon mehrmals in Deutschland, um Gebrauchtwagen zu kaufen und nach Kirgistan zu bringen. Heute lohnt sich das wegen der Zollbestimmungen nicht mehr.

Am liebsten möchte Valera eine eigene Reiseagentur gründen und selber Touristen führen. Dazu müsse er allerdings zuerst besser Englisch lernen, bemerkt er.

»Wie viel musstet ihr bezahlen für die fünf Tage, die wir euch begleiten?«

»Je neunhundert Franken, alle Unterkünfte und das Essen inbegriffen.«

Valera ist erstaunt. Da muss einiges bei den verschiedenen Agenten hängen bleiben, denke ich.

Interessiert ist Valera auch an meinem Gürtel mit Reißverschluss auf der Innenseite. Er möchte ebenfalls einen, weil ihm kürzlich Geld aus der Brusttasche seines Hemds gestohlen wurde. Als ehemaligen Polizisten ärgert ihn das besonders. Dreifingrige Banditen seien es gewesen, behauptet er:

»Sie haben sich den kleinen und den Ringfinger abgeschnitten, damit sie beim Klauen nicht im Weg sind!«

Bestätigen kann ich diese Information nicht, selbst bei den beiden Beamten im Kasachstan-Express ist mir nichts Derartiges aufgefallen.

Tulpen könne er uns keine zeigen, die blühen nur im Frühling, dafür einen Bären. Einen Bären! Ungläubig schauen wir Valentin

Alexandrovich an. Der will uns doch einen Bären aufbinden. Alexandrovich, wohl um die sechzig, mit weißem Haar und braun gebranntem Gesicht, wird uns heute ins Naturschutzgebiet begleiten. Und er meint es ernst mit dem Bären. Für ihn ist ein Bär so normal wie für uns – was eigentlich? Mir käme nicht ein Tier in den Sinn, dem ich in unseren Wäldern regelmäßig begegnete, abgesehen von angeleinten Hunden.

Zuerst fahren wir im Jeep den Berg hoch. Wir sind zu fünft, Asel, Valera, Alexandrovich sowie Christina und ich. Drei Personen zu unseren Diensten! Wie unangenehm! Ich versuche es anders zu sehen: Drei Personen haben dank uns während einiger Tage einen Verdienst. So profitieren beide; wir, weil wir kompetent geführt werden, die Einheimischen, weil sie zu etwas Geld kommen. Der Anspruch, überall alles zum Nulltarif zu kriegen, die Manie, bei allem »das ist aber teuer!« zu stöhnen, widerstrebt mir. Besonders dann, wenn gut situierte Europäer durch arme Länder reisen.

Nach fünfzig Minuten Fahrt über holprige Pisten machen wir Halt in einem kleinen Dorf. Die Häuser wirken verlassen. Rostige, kaum mehr funktionstüchtige Geräte und Maschinen stehen herum.

»Ein Postservice existiert hier nicht«, erzählt Alexandrovich, »die Bewohner müssen die Post selbst holen, wenn sie ins Tal fahren. Das kommt allerdings nur alle zwei bis drei Wochen vor. Und Elektrizität gibt es ebenso wenig.«

Kein Strom? Na ja, das ist in anderen Gegenden der Welt nicht anders. Mit einem kleinen Unterschied: Hier gab es vor wenigen Jahren noch Strom. Doch dann verschwand die Sowjetunion und mit ihr die kostenlose Versorgung mit Elektrizität. Geld verdienen die Leute keines, denn die Felder sind karg und reichen nur zur Selbstversorgung. Die Masten stehen noch da, Kabel folgen ihnen bis ins Tal, doch sie bleiben ohne Spannung. Auf den Sozialismus folgte der Kapitalismus. Auch er produziert Verlierer.

»Kumys, gegorene Stutenmilch, müsst ihr probieren!«, sagt Alexandrovich.

»Ich hoffe, wir finden noch welche, denn im Herbst geben die Stuten kaum mehr Milch.«

Alexandrovich verschwindet zwischen den Häusern. Kurz darauf taucht er wieder auf und führt uns in das Haus einer älteren Frau. Aus einer verbeulten Pfanne füllt sie fünf Schalen mit der leicht durchsichtigen Milch. Ein säuerlicher Geruch steigt auf. Ich nippe an der Schale. Eine lokale Spezialität! Man muss mit ihr aufgewachsen sein, um sie gern zu haben. Zur Milch serviert die Frau selbst gebackenes Brot, getreu der Sitte, dass einem Gast in einem kasachischen Haus immer Brot gereicht wird. Nach kurzer Zeit verabschieden wir uns und Asel steckt der Frau etwas Geld zu.

Endlich kann die Bärensuche beginnen. Am Rand eines Hochplateaus stoppen wir. Weit unten glitzern die Wasser des Aksu. Auf schmalen, verwachsenen Pfaden steigen wir in das enge Flusstal hinunter. Christina und ich mit Rucksack, Trekkinghose, Wanderschuhen. Alexandrovich mit einem geflickten T-Shirt, einer alten Adidas-Trainerhose und Schlupfpantoffeln an den Füßen, den Proviant in einem Plastikbeutel in der Hand. Dass Alexandrovich mit seinen Pantoffeln doppelt so schnell ist wie wir und trotzdem nie stolpert, erstaunt mich nicht.

Frische Kotspuren und Fußabdrücke zeigen, dass hier tatsächlich vor kurzem ein Bär durchgegangen ist. Eine Stunde später, unten am Fluss, dringen wir in ein Strauchdickicht.

»Er ist ganz nah! Jetzt wird es gefährlich, haltet eure Kameras bereit! Im Notfall versteckt ihr euch hinter einem Baum!«

Bäume? Hier gibt's nur Sträucher, dünne Äste, vermoderndes Holz am Boden, reine Stolperfallen. Und dann ist der Bär da: gut getarnt unter Zweigen, leblos, ohne Fell und blutverschmiert, vor kurzer Zeit gewildert.

Zurück in Dschabagly, lädt uns Alexandrovich in sein Haus ein, offeriert uns frisch gebackenes Brot, Honig, Marmelade,

gedörrte Früchte, Frikadellen und Birnen direkt ab Baum. Alles stellen er und seine Frau selber her. Einmachgläser stehen auf den Regalen, vor dem Haus liegt ein Fruchtteig auf Tüchern ausgewallt. Einmal trocken, werden daraus dünne Scheiben von Fruchtbrot, die Alexandrovich als Proviant auf die Wanderungen mitnimmt. Aus den Heilkräutern, die er heute gesammelt hat, wird er Nierentee zubereiten.

Wie teuer ein Schaf in der Schweiz sei, möchte Alexandrovich erfahren. Leider können wir ihm nicht antworten, wir wissen nur, wie viel zwei Lammnierstücke in der Metzgerei kosten. Zwischen fünfzehn und zwanzig Franken, so viel, wie er für die eintägige Führung in die Aksu-Schlucht erhält.

Unsere E-Mail-Adresse müssen wir Alexandrovich zum Abschied hinterlassen. Er werde uns eine Nachricht senden, denn er habe Zugang zum Internet. Wo genau, will er nicht sagen. Wir sind gespannt.

Nicht mit wilden Bären oder Wilderern, sondern mit energierenden Polizeikontrollen haben wir's zu tun auf der Weiterfahrt durch Kasachstan bis in die kirgisische Hauptstadt Bischkek. Ein Jeep mit zwei westlichen Reisenden. Da muss doch etwas Geld drinliegen!

Das Ganze beginnt eine Stunde nach Abfahrt an einer innerkasachischen Provinzgrenze zwischen den Städten Schimkent und Taras. Asel muss mit den Pässen in die Polizeistation, bleibt dort fünf Minuten. Valera verteilt unterdessen Zigaretten. Asel kommt zurück. Nein, sie habe nichts bezahlen müssen.

»Ein bisschen schwatzen und flirten mit einer jungen Kirgisin, das ist ja auch schon etwas für die Polizisten.«

Motor anlassen, weiterfahren, jedoch nur fünfzig Meter: die nächste Kontrolle. Kriminalpolizei diesmal. Bitte, wer ist da kriminell?

Nicht die Pässe, sondern Gepäck und Auto interessieren. Taschen und Rucksäcke werden gedreht, Handschuh- und Abla-

gefächer durchwühlt. Endlich dürfen wir weiter. Valera greift nochmals ins Fach neben dem Schalthebel, tiefer als die Polizisten, lacht erleichtert und hält eine Pistole hoch.

Stumm kehrt Asel bei der nächsten Kontrolle vom Posten ins Auto zurück. Sie will nicht mit der Sprache herausrücken. Offensichtlich war es dieses Mal nicht gratis.

Insgesamt fünf Kontrollen gilt es zu meistern, in Abständen von zweihundert bis fünfhundert Metern – und dies bei einer innerkasachischen Provinzgrenze. Die Grenze zu Kirgistan steht erst noch bevor.

Und dort? Nichts dergleichen. Zwei kleine Hütten, der Schlagbaum geöffnet, kein Beamter. Unkontrolliert fahren wir durch. Asel und Valera fallen sich in die Arme. Sie sind erleichtert, wieder in ihrer Heimat zu sein.

»Das ist Kirgistan! Hier gibt es keine Polizeikontrollen, hier ist das Leben viel freier!«, jubelt Asel.

Voller Stolz zeigt sie uns ihren Pass, das blaue Büchlein, das jede Kirgisin nach Abschluss der Schule erhält.

Sie tragen kleine Käppchen oder hohe Hüte, lange Mäntel, Stiefel und Bärte: die Muslime, die sich in Bischkek zu einem internationalen Kongress treffen. Wir sind die einzigen westlichen und weltlichen Gäste im Hotel Bischkek.

»Salam aleykum!«

»Salam aleykum!«

Ein älterer Muslim fährt im Aufzug mit uns in den dritten Stock.

»My is schwejtzari«, erklärt ihm Christina in Russisch.

Ob in der Schweiz Russisch gesprochen werde, möchte er wissen. Nein, leider nicht. Oder vielleicht Arabisch? Nein, keines von beidem. So muss dieses Gespräch leider ungeführt bleiben.

Rasch gewinne ich das Hotel lieb. Ein sowjetisches Hotel wie aus dem Bilderbuch! Den Schlüssel erhalten wir bei der Etagedame, nicht beim Empfang. Die Türen klemmen, die Teppiche

sind abgenutzt, Leintücher und Bettdecken ebenso. Waghalsige elektrische Konstruktionen zieren das Zimmer, die Wasserleitungen im Bad schlagen verwegene Wege ein. Unsere normengestählten schweizerischen Installateure und Kontrolleure wären entsetzt. Kleine Viecher huschen über den Badezimmerboden, verschwinden in den Ritzen, sobald das Licht angeht. Kakerlaken! Ich habe sie seit langem erwartet, beinahe schon vermisst. Was wäre eine Reise in ferne Länder ohne Kakerlaken? Das entspräche nicht unserem Bild von Rückständigkeit, ein Vorurteil müsste korrigiert werden.

Nachts läutet wiederholt das Telefon, bis ich den Stecker herausziehe. Die telefonierenden Damen wurden offensichtlich nicht informiert, dass Zimmer 322 keinen Begleitservice wünscht.

Über hundert Muslime müssen es sein, die sich am nächsten Morgen im Frühstückssaal versammeln. Auf acht Tischreihen verteilt, sitzt Bart neben Bart, Hut gegenüber Hut. In ihren waldenden Gewändern strahlen die Männer eine würdevolle, feierliche Stimmung aus. Kommt ein neuer Gast hinzu, stehen sie auf, tauschen Umarmungen und Bruderküsse aus. Ränge oder Hierarchien sind nicht zu erkennen, die Lebensjahre hingegen scheinen zu zählen. Die Jüngeren bedienen die Älteren, reichen ihnen Kaffee, Milch, Joghurt in Gläsern, Eier und Brot.

Was für ein sonderbares Bild! Ein Saal, kahl, nüchtern, geschaffen von atheistischen Technokraten, in Beschlag genommen von einer Hundertschaft religiöser Würdenträger. Von der Sowjetunion ist nur die Hülle geblieben, nach einem Intermezzo von siebzig Jahren sind die alten Traditionen zurückgekehrt.

Wir erhalten Beobachterstatus, werden an den Rand des Saals gesetzt. Dorthin gehören wir auch. Es ist der Platz der Minderheiten.

Eine Grenze ohne Kontrolle, ein Muslimkongress in Bischkek: Sind das Zeichen des vergleichsweise liberalen Kurses, den der kirgisische Präsident Askar Akajev eingeschlagen hat? Kirgistan

gilt als Musterbeispiel für eine demokratische Entwicklung im Vergleich zu den autoritären Regierungen im übrigen Zentralasien. Viel Wert wird auf die Balance zwischen den drei großen Bevölkerungsgruppen – Kirgisen, Russen und Usbeken – gelegt. Trotzdem gibt es Probleme mit den Sprachen und Nationalitäten. Vor einigen Jahren wurde Russisch als Landessprache abgeschafft. Doch das Dekret wurde rasch wieder aufgehoben. Denn die Russen, die immerhin fünfzehn Prozent der Bevölkerung Kirgistans ausmachen, verließen das Land in Scharen. Mit sich nahmen sie ihr Wissen, das das Land zum Unterhalt seiner Infrastruktur benötigt.

Die Regeln der modernen Kommunikation beherrscht Akajew gut. »Kirgistan – die liberale Oase der Region«: keine Reportage, kein Buch über Zentralasien aus jüngerer Zeit, das die liberale Grundhaltung Akajews nicht hervorhob. Kaum ein Journalist, der die Gelegenheit misste, sich persönlich in einem Interview von der Offenheit Akajews überzeugen zu lassen. Nichts dergleichen ist von Kasachstans Präsident Nursurbajew oder Usbekistans Karimov zu lesen. So entsteht ein Ruf, besser gesagt, so schafft man sich einen Ruf.

Doch der Ruf bröckelt. Akajew gerät immer mehr unter Druck und rückt in die Nähe seiner autoritären Kollegen. Verantwortlich dafür sind die ausbleibenden wirtschaftlichen Erfolge und die zunehmenden Probleme mit fundamentalistischen Strömungen. Mitte August 2000 lieferten sich kirgisische Truppen im Grenzgebiet rund um das Ferganatal Gefechte mit islamischen Kämpfern, die nach 1999 bereits zum zweiten Mal von Tadschikistan her eindrangten. Rund zwanzig kirgisische Soldaten und vierzig Rebellen sollen gefallen sein.

Wie ernst es Akajew mit der Demokratie meint, zeigte sich vor zehn Tagen. Damals kündigte er an, dass er sich Ende Oktober 2000 zum dritten Mal zum Präsidenten wählen lassen will. Gemäß Grundgesetz sind nur zwei Amtsperioden vorgesehen. Doch die Verfassungsrichter fanden ein Schlupfloch für Akajew.

Bei der ersten Wahl 1990 sei er vom Parlament und nicht vom Volk gewählt worden, befanden sie. Unliebsame Gegner hat die Regierung bereits ausgeschaltet. Dazu ließ man sich einiges einfallen. Die Kandidaten mussten sich unter anderem einem Sprachtest in Kirgisisch unterziehen. Weniger als die Hälfte bestand. Böse Zungen behaupten, Akajew, russischen Ursprungs, hätte den Test ebenfalls nicht geschafft.

Das Rennen über den Pass

Wir entscheiden uns für eine Abkürzung: Statt mit dem Zug über Almaty und Ürümqi reisen wir von Bischkek per Auto durch Kirgistan über den Torugartpass nach Kaschgar. 700 Kilometer lang ist diese Strecke, gegenüber 3100 Zugkilometern. Noch besteht die direkte Zugverbindung durch Kirgistan erst auf dem Papier. Eine Verbindung, von der sich Kirgistan starke wirtschaftliche Impulse erhofft. Nicht die bestehende Linie über Almaty und Ürümqi soll dereinst die Hauptader der neuen Seidenstraße bilden, sondern eine neue Linie von Osch im Ferganatal über den Irkeschtampass bis nach Kaschgar. Von Taschkent her fährt die Bahn bereits bis Osch, von da zur chinesischen Grenze bleiben lediglich 250 Kilometer zu bauen. Im Jahr 2002 sollen die Arbeiten beginnen.

Über den 3750 Meter hohen Torugartpass fährt ein bis zwei Mal wöchentlich ein öffentlicher Bus, auf dem allerdings nur Einheimische zugelassen sind. Ausländische Reisende müssen lokale Führer engagieren, um die Grenze nach China überqueren zu dürfen. Asel und Valera werden uns deshalb bis auf den Pass begleiten.

Tank und Rast, Restoroute oder Autogrill heißen sie, die multifunktionalen Verpflegungs- und Einkaufsstätten entlang europäischer Autobahnen. Auf der Schnellstraße von Bischkek zum Issyk-Kul sind es Jurten, die zum Verweilen laden. Mit Tianshan ist jene beschriftet, bei der wir Halt machen. Vor der Jurte stehen ein Kohlengrill, ein Külschrank und Getränkeharasse. Mit einem Holztresen, einer Kochecke, zwei Tischen und Stühlen ist das Innere möbliert. Suppe mit Lammklößen, Nudeln und Brot werden serviert, zu trinken gibt es Tee.

Anderenorts dienen offene, zeltartige Konstruktionen aus Holz zum Rasten. Ein kniehohes Tisch und zwei Sitzbänke, fest verbunden miteinander, bilden den Unterbau und bieten sechs bis acht

Personen Platz. An den Ecken stehen vier Holzpfeiler, die einen Rost tragen. Tisch und Bänke sind mit bunten Tüchern belegt, farbige Stoffplanen decken das Dach und die Rückwand. Vorn bleibt der Blick auf die Straße frei. Das Essen bringt man selbst mit, eine Frau serviert Tee und kassiert ein Entgelt für den Sitzplatz.

Immer wieder auf unserer Fahrt tauchen improvisierte Stände auf, einfache Gestelle oder aufeinander gestapelte Holzkisten. Sie offerieren Früchte, Gemüse, Beeren, offen ausgelegt oder in Gläsern eingemacht. Manchmal stehen lediglich einige trübe Plastikflaschen mit unklarem Inhalt am Straßenrand. Sie senden Hilferufe aus. Verzweifelte Hilferufe ihrer Besitzer, die uns verborgen bleiben. Besitzer, die auf den letzten Rappen angewiesen sind, ohne Hoffnung jedoch, diesen zu verdienen.

An einer Straßenkreuzung halten wir und kaufen Getränke sowie etwas Proviant. Asel besorgt sich zwei Wassermelonen. Eine ist für die Zöllner auf dem Torugartpass bestimmt und soll die Abwicklung der Formalitäten beschleunigen.

Kilometer um Kilometer fahren wir dahin, über Kuppen und Pässe, durch Senken und Täler. Links grün-gelbliche, wilde Natur, rechts gelblich grüne, wilde Natur. Dann die riesige Metallskulptur. Sie steht linkerhand auf einer Anhöhe, ganz oben am Horizont. Wladimir Iljitsch Lenin! Deutlich ist sein Profil im Gegenlicht der Nachmittagssonne erkennbar, überlebensgroß, majestätisch. Ein imposanter Platz für einen Staatsmann, der Geschichte schrieb, positive wie negative. Die Wende konnte ihm nichts anhaben. Kirgistan geht unverkrampft mit seiner Geschichte um als die anderen zentralasiatischen Staaten und steht zu seiner Vergangenheit.

Welchen Staatsmann wollten wir Schweizer schon hinstellen? Wilhelm Tell? Das ist doch gar lange her und wir wissen nicht einmal, ob er lebte. Einen Bundesrat oder eine Bundesrätin? Aber welche? Alle sieben müssten rauf, wegen der Zauberformel¹. Da ist eine Milkakuh doch unverfänglicher.

1 Seit 1959 ist die Schweizer Regierung, der Bundesrat, parteipolitisch unverändert zusammengesetzt. Trotz verschiedener Angriffe von links und rechts überlebte das System der Konkordanz bis heute und erhielt die Bezeichnung »Zauberformel«.

»Bleiern liegt der Himmel auf deinem Wasser. Nebelfetzen jagen über deine Oberfläche. Eine Jakherde hat sich an deinem Ufer niedergelegt, hat sich der Zeit überlassen. Ich spähe auf dein Wasser, suche den Horizont. Flimmern. Nichts als graues Flimmern. Du behältst deine Geheimnisse für dich, gibst deine Schönheit nicht preis. Stolz der Kirgisen, Schauplatz unzähliger Volkssagen, Gegenstand zahlloser Poeme, Refugium der erholungssuchenden Sowjetnomenklatura, Magnet einer neuen Generation von Naturliebhabern, zeigst du mir deine kalte Schulter. Kein Sonnenschein, der deine Oberfläche versilberte, kein Strahl, der einen Funken springen ließe, von dir zu mir. Ich taste mich an dich heran, gebe dir meine Hand, tauche sie in dein Wasser. Doch du hältst mich auf Distanz, weist mich ab.«

Nach einer Stunde verlassen wir den See wieder.

»Du hast mich enttäuscht, Issyk-Kul!«

Der Issyk-Kul, im nordöstlichen Zipfel Kirgistans gelegen, ist lediglich der größte, der tiefste, der bekannteste der unzähligen Seen und Flüsse des Landes. Kirgistan – seine Natur, seine Landschaft – lebt vom Wasser. Es bildet eines der wenigen natürlichen Reichtümer des Landes, ist etwas vom wenigen, von dem Kirgistan genug hat.

Trotzdem hat sich das Wasser zu einem Problem entwickelt, hauptsächlich in den Grenzregionen zu Usbekistan und Tadschikistan. Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Volksgruppen im Ferganatal drehen sich nicht zuletzt um eine gerechte Verteilung des Wassers. Zu Sowjetzeiten waren die Bezugsrechte klar geregelt. Heute gibt es keine Abkommen mehr

Rechts oben: Steppenlandschaft beim Naturschutzgebiet von Aksu-Dschabagly
unten: Hochebene zwischen Naryn und dem Torugartpass

Nächste Doppelseite links oben: Dorfladen in Dschabagly
links unten: Auf Bärensuche mit Valentin Alexandrovich und Asel Jumabekova im Naturschutzgebiet von Aksu Dschabagly
rechts: Verpflegungsstätten auf den Autostrassen in Kasachstan und Kirgistan

















zwischen den drei Staaten. Viele Reservoirs werden von Quellen aus dem Nachbarland gespeist. Plötzlich kostet das Wasser etwas oder die Nachbarn halten es vollständig zurück.

Für ganz Zentralasien ist entscheidend, wie Kirgistan mit seinem Wasser umgeht. Der Syrdarja, der das Ferganatal, die usbekischen Baumwollfelder und den Aralsee mit Wasser versorgen soll, wird zu einem großen Teil aus kirgisischen Quellen gespeist. Ganze Kaskaden von Staudämmen wurden im Tal des Naryn, einem der größten Zubringer des Syrdarja, erstellt. Zu Sowjetzeiten entleerte Kirgistan seine Stauseen im Sommer, damit die Unterlieger genug Wasser erhielten. Im Winter wurden die Seen aufgefüllt, dafür erhielt Kirgistan Strom und Kohle von den usbekischen und kasachischen Nachbarn. Heute ist es umgekehrt: Kasachstan und Usbekistan liefern keine kostenlose Energie mehr, dafür füllt Kirgistan seine Seen im Sommer und leert sie im Winter, um Strom für den Eigenbedarf zu erzeugen. Die Konsequenz: Im Sommer erhalten die Unterlieger zu wenig, im Winter zu viel Wasser.

In Naryn, auf halbem Weg zum Pass, ist eine Nacht in Jurten angesagt.

»Kein Telefon und kein Fax in den Jurten«, steht auf der Faxbestätigung.

Das ist ja klar, denke ich. Eine Jurte ist ein Zelt mit Holzgerüst und nicht ein Hotel. Sie liegt auf einer Hochebene, ist umgeben von blökenden Schafen und schnaubenden Jaks und im Hintergrund strahlen die schneebedeckten Fünftausender des Tianshan majestätische Ruhe aus.

Es ist anders. Die Jurten stehen in einer Reihe, durchnummeriert von eins bis zwölf. Drinnen hat es sechs Betten und elektrisches Licht. Rechts liegt das Wohngebäude des Besitzers mit dem

Links oben: Sonntagsmarkt in Kaschgar

unten: Strassenrestaurant in Kuqa

Vorhergehende Doppelseiten: Sonntagsmarkt in Kaschgar

Speisesaal, links ein Parkplatz für zwanzig Fahrzeuge. Außerhalb des eingezäunten Geländes schließlich mehrstöckige, hässliche Wohnbauten. Sie gehören zu Naryn, einer zu Sowjetzeiten errichteten Stadt mit über dreißigtausend Einwohnern. Ein trostloser Ort, ein Fremdkörper, der hineingezwängt wurde in das schmale Flusstal des Naryn.

Auf dem Parkplatz stehen die Fahrzeuge all derjenigen, die in den Jurten vier bis acht hausen und die morgen ebenfalls über den Pass wollen: ein amerikanisches Paar, ein portugiesisches Paar und eine Gruppe mit sechs Schweizern.

Am nächsten Morgen gibt es doch noch Hochebenen, weitläufige Steppen und schneebedeckte Berge zu sehen. Die Fahrt geht durch einsame, dünn bevölkerte Gegenden. Längst ist aus der schlecht befestigten Straße eine holprige Kiespiste geworden.

Die Sonne steigt über den Horizont und taucht die Steppen in zartes Herbstlicht. Die Siedlungen, über die Hochebene zerstreut, erwachen. Alte Leute sind unterwegs, zu Fuß, auf Pferden. Sie schälen sich aus den langen Schatten ihrer Häuser, bewegen sich langsam, steif und ungelentk von der Kälte der Nacht. Sie scheinen verwachsen zu sein mit ihren schweren, aus groben Stoffen gewobenen Kleidern, sie scheinen verschmolzen zu sein mit ihrer Umgebung, mumifiziert durch die rauen Winde und die bittere Kälte des Tianshan.

Ihre Gesichter sind dunkel, vom Wetter gegerbt und zerfurcht, ihre Augen fixieren die Ferne, die Leere. Was geht in diesen Menschen vor? Realisieren sie die Veränderungen, die sich um sie herum abspielen? Oder ist es für sie einerlei, wer hier herrscht, Kirgisen oder Fremde? Kennen sie Manas noch, das Epos des kirgisischen Volkes? Erzählen sie sich noch die Geschichten ihres Nationalhelden und seiner Nachkommen?

Während mehr als tausend Jahren wurde das Epos Manas von Sängern, den Akyn, dargebracht, mündlich überliefert, von

Generation zu Generation gereicht, in Dutzenden von Variationen. Hunderttausende von Verszeilen ist das Epos lang, rund das Zwanzigfache der Ilias und der Odyssee Homers zusammen. Niedergeschrieben wurde Manas erstmals gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Heute gibt es Bücher, Comics, Opern, Filme und Fernsehserien, die Manas zum Thema haben. Die kirgisische Regierung und die Unesco erklärten 1995 zum internationalen Jahr des Manas und feierten das tausendjährige Bestehen des Epos. Die traditionelle Überlieferungsform hingegen verschwindet nach und nach. Sollte sich noch jemand die Manas mündlich erzählen, dann muss es hier sein, hier in dieser Abgeschiedenheit, in dieser Einsamkeit.

Wie wird es in diesen Hochtälern aussehen, wenn die neue Seidenstraße, die sich die Kirgisen so herbeisehnen, dereinst hier durchführt? Wenn der Fortschritt da ist? Der Fortschritt, der sich durch chinesische Lastwagen und Jeeps mit Touristen ankündigt? Vermutlich so wie am Brenner, am Gotthard oder am Mont Blanc, wo die Täler zubetoniert wurden, wo sich die Lastwagen stundenlang stauen, wo der Lärm die Bevölkerung krank macht, die klare Luft einer stickigen, trüben Soße gewichen ist, wo Lastwagenchauffeure, Autofahrer und Einheimische immer öfter aneinander geraten, wo man endlos über eine Verlagerung des Verkehrs auf die Schiene debattiert und trotzdem das Gegenteil geschieht.

Fortschritt oder Ursprünglichkeit – gibt es denn nichts dazwischen? Natürlich gäbe es ausgewogene Lösungen, die beides verbinden. Sie bedingen jedoch ein gewisses Maß an Bescheidenheit, sie auferlegen Zurückhaltung, nicht alles zu tun, was machbar ist. Doch Maßhalten war noch nie eine Stärke der Menschen.

Viel Zeit für Beschaulichkeit bleibt nicht auf der Fahrt zum Pass. Das Rennen begann bereits um Viertel vor sechs, noch bei Dunkelheit. Wir fuhren als Letzte los. Die ersten hatten Naryn

schon um vier Uhr verlassen. Es gilt sie einzuholen, denn Valera, heute im Tarnanzug – was erwartet uns an der Grenze? –, muss zeigen, was sein Jeep vermag. Zügig geht es vorwärts, nach und nach überholen wir die anderen. Selbst an den beiden chinesischen Lastwagen, die leer nach China zurückkehren und die schlingend die Straße in der ganzen Breite beanspruchen, zwängt Valera das Fahrzeug vorbei.

Nur das amerikanische Ehepaar liegt noch vor uns. Sowie fünf Kontroll- und Zollposten, zwei auf kirgisischer, drei auf chinesischer Seite. Sie alle haben verschiedene Öffnungs-, Pausen- und Mittagszeiten, und es geht darum, den Zeitplan optimal darauf abzustimmen.

Viele Gerüchte und Warnungen existieren über den Grenzübergang am Torugart. Oft soll er geschlossen sein, an Wochenenden generell, zudem wenn in Kirgistan ein Feiertag ist, ebenso wenn China ein Fest begeht, außerdem wenn es schneit, manchmal wenn es stark regnet und, und, und. Zudem handle es sich um eine Grenze zweiter Klasse, die nur für inneren Verkehr gedacht sei, las ich. Was unter innerem Verkehr zu verstehen ist, bleibt unklar. Erst seit wenigen Jahren ist es ausländischen Reisenden erlaubt, über den Torugart zu fahren. Die Grenze überschreiten dürfen sie erst, wenn der obligatorische Abholdienst auf der anderen Seite eingetroffen ist. Das Gerücht geht, dass ein englisches Adelspaar eine Nacht in einem Container auf dem Pass verbringen musste, weil sein Reiseleiter ausblieb.

Ein Gittertor versperrt die Straße. Der erste kirgisische Grenzposten. Ein dick verummter Beamter löst sich aus der Kälte und schüttelt Valera die Hand. Man scheint sich zu kennen. Einige Worte werden gewechselt, die Pässe geprüft, dann geht das Tor auf.

Nochmals sechzig Kilometer bis zur Grenze. Die Straße folgt jetzt einem Stacheldrahtzaun. Jenseits des Zauns, das ist also China. Es sieht gleich aus wie diesseits. Gelbe Steppe, unermesslich weit, schneebedeckte Berge am Horizont, sonst nichts.

Wir fahren China entlang. Wie lange genau, weiß ich nicht, denn das Nichts hat mir jedes Zeitgefühl genommen.

Am Ende des Nichts steht ein weißer Gebäudekomplex. Der zweite kirgisische Grenzposten. Wir werden hineingeschickt. Einige kahle Räume, ein verschlossenes Büro und ein Schalter mit gezogenen Vorhängen. Wohin genau, weiß niemand. Unterdessen sind sie alle wieder da: das amerikanische Paar, wir, das portugiesische Paar und die Schweizer Gruppe. Neu ist ein Holländer dazugekommen. Das Rennen ist noch nicht entschieden.

Einige Minuten nach zehn kommt ein Beamter. Er öffnet die Türe zum Büro, stellt seinen Aktenkoffer auf den Tisch und zieht die beiden viel zu kurzen Vorhänge auf. Er öffnet den Koffer, entnimmt ihm einige Papiere, sortiert sie, schließt den Koffer wieder und schiebt ihn zur Seite. Er setzt sich. Das Prozedere kann beginnen.

Diskret legt Asel die Melone hin. Es folgen die Melonen der Portugiesen und des Holländers.

»Schon wieder Melonen!«, entfährt es dem Beamten.

»Zeitungen müsst ihr uns bringen, Zeitungen! Wir haben nichts zu lesen hier oben, wir wissen nicht, was passiert in der Welt, wir sind ohne Neuigkeiten, verdammt noch mal!«

Das Prozedere nimmt seinen Lauf, beansprucht seine Zeit, verläuft aber korrekt. Keine Versuche, uns Geld abzuknöpfen. Auch später, auf der chinesischen Seite, wird es gleich sein. Dienst nach Vorschrift, langsam, umständlich, pedantisch, aber immer höflich und korrekt.

Wir fahren als Erste weiter. Valera hat vorgesorgt. Als wir auf dem Zollgelände eintrafen, hat er seinen Wagen gleich zur Ausfahrt gelenkt. Dort musste das Auto noch in eine Halle, wo es durchsucht wurde, wo die Unterseite aus einem Wartungsgraben minutiös ausgeleuchtet wurde, auf der Suche nach Schmugglergut und Drogen.

Gegen Mittag steht er vor uns: der zehn Meter hohe Triumphbogen am Torugartpass, der uns ins Reich der Mitte einlassen soll. Was für ein Gefühl! Euphorie, Glück, gespannte Neugierde. Nach achtundzwanzig Tagen, sieben Grenzübertritten und achtausend Kilometern Bahn- und Autofahrt ist China in greifbarer Nähe. Es fehlt nur noch ein Meter.

Noch aber dürfen wir ihn nicht gehen, müssen wir auf unsere chinesische Reiseleiterin warten. Denn für Asel und Valera ist Schluss hier. Sie benötigten bereits ein sechzig Dollar teures Visum, um uns vom ersten kirgisischen Posten bis hierhin bringen zu können.

»Das nächste Mal zeigen wir euch Kirgistan richtig«, sagt Asel zum Abschied, »dann kommt ihr nicht nur zwei Tage.«

»Und überhaupt. Hier in Kirgistan ist es viel schöner als in Kasachstan!«

So stolz auf ihre Heimat, so viel Zuversicht für ihr Land – hoffentlich wird die Zukunft sie nicht enttäuschen.

Die beiden chinesischen Lastwagen, die wir vor einer Stunde hinter uns ließen, kommen. Mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht passieren die Fahrer den Triumphbogen. Sie scheinen froh, wieder in der Heimat zu sein. Alle anderen, die wir überholt haben, treffen nach und nach ein. Das Rennen ist wieder offen. Alle warten. Mal scheint eine grelle Herbstsonne, mal schneit es.

Ein Auto nähert sich von der anderen Seite. Die Spannung steigt. Wessen Abholdienst ist wohl zuerst?

Sommerlich gekleidete Personen steigen aus, lachen, plaudern, diskutieren. Chinesische Wortfetzen fliegen über den Zaun. Ich fange sie auf. Wortfetzen, von denen ich den einen oder anderen verstehe! Was für ein Gefühl! Mir völlig fremde Menschen zu verstehen, selbst wenn nur rudimentär. Vertrautheit und Verbundenheit entsteht. Weg ist dieses Gefühl der Bedrohung, das ich in Zentralasien unterschwellig empfand, allein deshalb, weil ich kein Wort verstand. Für Christina muss es umgekehrt sein. Sie, die

Russisch lernte für unsere Reise, taucht jetzt ein in die totale Fremde.

Die Chinesen posieren sich vor dem Bogen. Einige Fotos werden geknipst, ein letzter Blick auf den Triumphbogen geworfen, dann fahren sie wieder davon. Chinesische Touristen! Sie lieben es, sich vor Kulissen jeglicher Art abzulichten. Da ist natürlich ein Bild vom Triumphbogen am westlichen Ende ihres Reichs eine besondere Trophäe und sie nehmen dazu gerne eine mehrstündige Passfahrt in Kauf, über holprige Kiesstraßen, hindurch durch unzählige Schafherden. Ein erstes Klischee bestätigt sich, bevor wir China betreten haben.

Nach einer weiteren Stunde trifft unsere Reiseleiterin ein und der Weg nach China ist frei. Mindestens bis zur ersten Kontrollstelle. Hier ist Pause. Und zwar exakt von 12.00 bis 13.30 Uhr. Denn es ist Zeit für das Mittagessen, und da kennen die Chinesen kein Pardon.

Punkt 13.30 Uhr wird ein Tisch ins Freie geschleppt. Sechs Grenzbeamte stellen sich dahinter auf. Junge Bürschchen, vielleicht achtzehn oder zwanzig Jahre alt, mit zarter Haut und Flaum auf den Oberlippen. Sie zittern vor Kälte in ihren Halbschuhen und in ihren dünnen grünen Uniformen. Der Chauffeur fährt den Wagen drei Meter retour, damit wir das Gepäck auf den Tisch legen können.

Alles wollen sie sehen. Nicht mehr das Geld, sondern Bücher und Illustrierte sind von Interesse. Es sollen keine verbotenen Schriften nach China gelangen. Nur: die Beamten verstehen gar nicht, was da deutsch oder englisch geschrieben steht. Dafür kichern sie. Über all die Dinge, die wir dabei haben und die sie vermutlich nicht oft sehen. Zum Beispiel über die Sonnenbrille im Brillenetui. Sie zeigen mit den Fingern darauf und kichern wie kleine Kinder.

Eigentlich dürfe man heute nicht in China einreisen, heißt es. Wieso, bleibt unklar. Ein höherer Beamter soll es richten und muss deshalb bis zum nächsten Posten mit uns fahren. Der Funk-

tionär quetscht sich zu uns ins Auto. Ungemütliche Stille breitet sich aus, die Reiseleiterin verstummt, der bis anhin schon stumme Fahrer bleibt es.

Die Straße führt durch ein ungezähmtes Flusstal und durch unberührte Landschaften. Schafherden, das schmale Asphaltband und eine Stromleitung sind die spärlichen Zeichen der Zivilisation. Nach eineinhalb Stunden steht unvermittelt ein riesiges, weiß gekacheltes Gebäude vor uns, mit einem ebenso großen Parkplatz für Lastwagen davor. Eine Militärformation ist am Exerzieren. Das Zollgebäude.

Hier treffen die beiden Routen aufeinander, die von Kirgistan nach China führen: diejenige über den Torugartpass, die wir gewählt haben, sowie diejenige über den Irkeschtampass. Die ursprüngliche Route der Seidenstraße muss irgendwo zwischen diesen beiden Grenzübergängen durchgegangen sein.

Die Gesundheitskontrolle lassen wir über uns ergehen – selbstverständlich hatten wir nie eine Magenverstimmung in den letzten vier Wochen, ertrugen wir das Lammfett immer problemlos –, dann die Gepäckkontrolle – nochmals alles auspacken, nochmals die Unbedenklichkeit unserer Bücher und Papiere prüfen lassen – und zuletzt die Pass- und Visakontrolle. Plötzlich herrscht Aufregung, der Zöllner wechselt den Computer, diskutiert mit seinen Kollegen und verschwindet im Büro. Was mag wohl sein? Gibt es wieder Probleme mit dem Visum? Nein, die Beamten kämpfen mit einem uns bekannten Problem: Das Passwort passt nicht.

Endlich ist es geschafft: Wir sind in China! Kein Zollbeamter kann uns mehr zurückhalten und wir treffen kurze Zeit später in Kaschgar ein.

Nach fünf Grenzübertritten in den letzten vierzehn Tagen, nach fünf Kontrollstellen allein heute habe ich nicht das Gefühl, dass die neue Seidenstraße schon existiert. Oder doch? Selbstverständlich gibt es die neue Seidenstraße bereits! Wir kamen ja bis nach China durch, in nur vier Wochen, wo vor zehn Jahren

überhaupt kein Durchkommen war, wo man im Mittelalter mehrere Jahre lang unterwegs war. Es braucht ja nicht überall dasselbe Tempo wie bei uns im Westen, wo man meint, alles müsse in wenigen Stunden von hier nach dort transportierbar sein, ungehindert fließen können, Personen, Waren, Informationen.

Ach ja, das Rennen! Schon beinahe wieder vergessen. Wir haben es für uns entschieden. Genau genommen nicht wir, ebenso wenig Valera, sondern die chinesische Reiseleiterin. Sie stand bereits an der unteren Zollstelle bereit, als diese um zehn Uhr morgens öffnete. Sie wurde als Erste durchgelassen und die folgenden zwei Stunden reichten ihr knapp, um vor der Mittagspause am oberen Kontrollposten einzutreffen und ihn passieren zu können. Alle anderen Taxidienste blieben dort hängen und mussten bis um halb zwei auf die Weiterfahrt warten.

Auf der Straße des Volkes

»Eine unbeschreibliche Freude erfüllt mich. Obwohl ich es im Allgemeinen immer ganz natürlich finde, dort zu sein, wo ich gerade bin, weiß ich doch, wie unwirklich, traumhaft diese Ankunft in Kaschgar, die wir uns so oft auszumalen versuchten, uns erschienen war.« So beschreibt die Schweizer Reiseschriftstellerin Ella Maillart ihre Ankunft in Kaschgar. Zusammen mit Peter Fleming, einem britischen Journalisten, benötigte sie im Jahre 1935 fünf Monate, um von Peking bis ans westliche Ende Chinas zu gelangen.

Die Reiseberichte von Maillart und Fleming sind nicht zuletzt deshalb so spannend und witzig zu lesen, weil sie dieselbe Reise aus ihrer persönlichen, mitunter ganz anderen Sicht beschreiben:

»Wir sind beide grundverschieden zu unserer Umgebung eingestellt. Peter lernt hier zum ersten Mal das Leben der Nomaden kennen, ein Leben, das so alt ist wie die Welt, . . . , ich dagegen finde einen Teil meiner Vergangenheit wieder und setze gewissermaßen meine in Russisch-Turkestan begonnene Forschungsreise fort.«

Maillart und Fleming waren darauf verschworen, alleine zu reisen. Es kostete sie beide viel Überwindung, gemeinsam von Peking nach Kaschgar und durch das Pamirgebirge in den Kaschmir zu reisen – ihr Zusammengehen war ein Zweckbündnis, ohne das die Passage nicht möglich gewesen wäre. Beide versuchen sich zu rechtfertigen, dass sie zu zweit reisen. Fleming tut dies, indem er die Rolle von Maillart herunterspielt oder ganz ignoriert, Maillart, indem sie sich über Fleming lustig macht, zum Beispiel, weil dieser jeden Abend ausrechnet, wie weit sie noch von London entfernt sind:

»Peter scheint weniger zu fürchten, dass er in einem Gefängnis von Ürümqi enden könnte, als dass er nicht rechtzeitig zurück sein wird, um Birkhühner in Schottland zu jagen.«

Ganz so natürlich wie Ella Maillart finde ich es nicht, hier in Kaschgar zu sein. Neben die Freude gesellt sich ein Unwohlsein: so viele Menschen! Unglaublich viele Menschen auf den Straßen, unterwegs zu Fuß, auf Fahrrädern, auf Eselskarren.

»Posch, posch – zur Seite, zur Seite«, schreien sie. Autos und Busse gibt es nur wenige, sie quälen sich hupend den Weg durch die Menge. Und über allem liegt ein Dunst, der den Horizont verschluckt und die Sonne verblassen lässt: Ruß, Staub und Wüstensand, durch Füße, Hufe und Räder immer wieder emporgewirbelt.

Wir befinden uns in Kaschgars Altstadt. Hier wohnen Uiguren, ein turkstämmiges Volk. Ihre Sprache ähnelt Usbekisch, ihre Läden sind nicht in chinesischer, sondern in arabischer Schrift angeschrieben. Rund sieben Millionen Uiguren leben heute in der chinesischen Provinz Xinjiang, zu der Kaschgar gehört. Die Uiguren waren ursprünglich Nomaden und siedelten in den Steppen der heutigen Mongolei. Im neunten Jahrhundert nach Christus wurden sie von den Kirgisen vertrieben. Sie zogen in den Westen und ließen sich in den Oasen des heutigen Xinjiangs nieder.

Die Uiguren sind, wie die Kurden und Palästinenser, ein Volk ohne Land. Ein Großteil von ihnen lebt hier im Westen Chinas, kleinere Volksgruppen gibt es zudem in Kasachstan und Kirgistan. Xinjiang, das sechzehn Prozent der Fläche Chinas ausmacht, wurde 1955 zur uigurisch autonomen Region erklärt. Über zehn weitere Minderheiten leben hier, so Kirgisen, Kasachen, Mongolen, Usbeken und Tadschiken.

Ein- und zweistöckige Lehmhäuser säumen die Straßen, dicht aneinander gepflanzte Pappeln spenden Schatten und schützen vor Sandstürmen. Im Stadtzentrum reihen sich in schmalen Sträßchen Handwerksbetrieb an Handwerksbetrieb. Schmiede, Schuster, Schreiner. Und Coiffeurlokale, gleich mehrere nebeneinander. Im spärlichen Neonlicht sind Stühle mit grünen, abgewetzten Kunststoffpolstern und trübe Spiegel zu erkennen. Von

der Werbetafel über der Eingangstüre grinst ein kunstvoll gemalter Kopf herab. Nur steht nicht die Frisur im Mittelpunkt, sondern ein riesiges Gebiss, das sich bis zu den Ohren erstreckt: Hier werden nicht Haare geschnitten, sondern Zähne repariert!

In kleinen Gässchen verlieren wir uns. Durch einen Seiteneingang gelangen wir in eine Moschee. Nicht in irgendeine Moschee, stellen wir später fest, sondern in die Id-Kah-Moschee. Sie ist nicht nur die größte der neunzig Moscheen Kaschgars, sondern die größte Moschee Chinas. Über fünfhundert Jahre alt ist sie und bietet, je nach Angaben, fünftausend bis zehntausend Gläubigen Platz. Das Innere der Moschee gleicht einem Park. Schmale Gehwege führen kreuz und quer durch den Hof, alte, hohe Bäume spenden Schatten. Und Ruhe. Draußen brodeln und kochen es, hier ist es ruhig, unwirklich still. Draußen pulsiert das Leben, drängen sich Menschen, Fahrräder und Eselskarren durch die Gassen. Hier drinnen plätschert das Leben gemächlich vor sich hin. Es genießt seine Freiheit und verliert sich im Dunkel der Bäume.

Dass Kaschgar zwei Gesichter hat, wird am nächsten Tag im neuen Stadtteil offensichtlich: breite Boulevards mit vielen Autos und Bussen sowie separaten Spuren für die Fahrräder. Mehrstöckige Gebäude säumen die Straßen; sie sind beschriftet mit großen Lettern, China Post, China Telecom, China Mobile.

Hier leben die Hanchinesen. Davon zeugt nicht zuletzt die riesige Mao-Statue. Über zehn Meter ist sie hoch und zählt zu den größten Chinas. Sie steht dort, wo die *Renmin Donglu* in die *Renmin Xilu* übergeht – die östliche Straße des Volkes in die westliche Straße des Volkes.

Doch wer ist das Volk hier? Die Han oder die Uiguren? 1949 lebten erst 200 000 Han in Xinjiang, heute bilden sie die Mehrheit der über zwanzig Millionen Einwohnerinnen und Einwohner. Sie breiten sich aus, umgarnen die alten uigurischen Quartiere, schnüren sie ein und erdrücken sie mit ihrer mengenmäßigen Übermacht.

Selbst wir als Reisende erfahren, dass die Umsiedlungspolitik Pekings Wirkung zeigt. Mit Uiguren haben wir kaum zu tun, da die meisten Posten mit Touristenkontakt – in Hotels, bei der Bahn, am Zoll – mit Han besetzt sind. In der Politik ist es nicht viel anders. Repräsentative Posten werden zwar durchwegs von Uiguren belegt – sie sind Bürgermeister, Museumsdirektoren oder Schulleiter –, aber die entscheidenden Funktionen in den Führungsgremien der Kommunistischen Partei oder des Militärs sind den Han vorbehalten – sie amten als Parteichefs, Politikommissare oder Offiziere.

Wann wird China der Sowjetunion folgen? Auseinander fallen und in ethnische Einzelteile zerbrechen? So wenig Zentralasien zu Sibirien passte, so wenig haben Uiguren mit Chinesen gemein. Aber ist ein selbstständiges Turkestan überhaupt ein realistisches Szenario? Ein Staat, in dem die verschiedenen Turkvölker zusammenleben, von den Usbeken über die Kasachen bis zu den Uiguren?

Mit der Unabhängigkeit der zentralasiatischen Staaten hat diese Frage auch für die Uiguren in Xinjiang an Bedeutung gewonnen. Immer wieder sollen separatistische Gruppen in den letzten Jahren Anschläge auf chinesische Einrichtungen verübt haben. Die Vorkommnisse sind allerdings schlecht belegt. Erwie sen ist, dass es 1997 zu größeren Aufständen in Yining kam, einer Stadt nahe der kasachischen Grenze. Neun Tote gab es damals. Darauf reagierte Peking mit einer massiven Repressionswelle. Nach Angaben der Menschenrechtsorganisation Amnesty International sitzen Tausende von Uiguren wegen separatistischer Aktivitäten in Gefängnissen, rund hundert seien bereits exekutiert worden. Erst vor zwei Monaten, am 6. Juli 2000, wurden sechs Uiguren – angebliche Separatisten und Mitglieder einer reaktionären muslimischen Organisation – wegen Mordes und Spaltung des Landes hingerichtet, weitere fünf einen Monat zuvor.

Sehr realistisch scheint die Autonomie zurzeit nicht zu sein. Zu stark haben sich die Hanchinesen hier festgesetzt, zu stark scheint die Integration Xinjiangs ins chinesische Reich fortgeschritten. Früher war das anders: Im neunzehnten und in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts waren die Machtverhältnisse in Xinjiang weit unklarer als heute. Damals kämpften Großbritannien und Russland um die Vormacht im zentralasiatischen Raum. *Great Game* wurde diese Zeitperiode genannt, verneidlichend war die Beschreibung kriegerischer Ereignisse schon immer.

1884 wurde die chinesische Provinz Xinjiang gegründet. China war jedoch zu schwach, um seine Macht in der Außenprovinz zu festigen. Großbritannien und Russland übten weiterhin einen starken Einfluss aus. Beide unterhielten Konsulate in Kaschgar und hatten in Xinjiang zeitweise Truppen stationiert. Erst 1907 verpflichteten sich die beiden Großmächte vertraglich zu mehr Zurückhaltung. Nach der Revolution von 1911, die zum Ende des chinesischen Kaiserreichs führte, kam es zu Aufständen in Xinjiang und die Provinz brach beinahe auseinander. Die Russen verstärkten ihren Einfluss erneut und versuchten ein zaristisches Protektorat einzurichten. Erst 1941, als die Sowjets im Zweiten Weltkrieg an der Westfront in Bedrängnis gerieten, zogen sie ihre Truppen aus Xinjiang ab. 1945 wurde, nach einem Aufstand von Kasachen und Uiguren, die unabhängige Republik Ostturkestan ausgerufen. Sie ließ sich jedoch 1949 in die neu gegründete Volksrepublik China eingliedern, nicht zuletzt geködert durch Versprechungen auf eine weit gehende Autonomie. Viel ist nicht daraus geworden, wie sich heute zeigt.

Kaschgar galt einst als die abgelegenste Stadt der Welt. Als Maillart und Fleming hier weilten, trafen Zeitungen aus Moskau mit vierzehntägiger Verspätung ein. Englischsprachige Nachrichten aus Indien brauchten noch länger. Das russische Konsulat besaß zwar ein Funkgerät, hatte jedoch keine Genehmigung der

chinesischen Regierung, es zu benutzen. Offiziell durfte niemand vom Funkgerät wissen, aber selbst Fleming wandte sich an die Angestellten des russischen Konsulats, um ihnen die letzten Aktualitäten zu entlocken:

»Deshalb fragten wir sie immer wieder nach Neuigkeiten und konnten dann mitleidvoll beobachten, wie sich ihre Gesichter mit Konzentration bewölkten und auch die Finger unwillkürlich mit-taten, wenn sie die Tage zurückzählten und sortierten, was sie erst kürzlich durch ihr Funkgerät erfahren hatten und welches die neuesten Nachrichten in vierzehn Tagen alten Zeitungen gewesen wären.«

Heute ist alles anders in Kaschgar. Mehr oder weniger bequem gelangt man per Bus, Bahn oder gar Flugzeug hierhin. Telefonieren ist ebenfalls kein Problem mehr. Im chinesischen Stadtteil gibt es alle fünfhundert Meter eine Telefonzelle, markiert mit *IDD – International Direct Dialing*. Verbindungen kommen in wenigen Augenblicken zustande, ganz im Gegensatz zu Taschkent, das das schlechteste Telefonsystem ganz Zentralasiens haben soll. Neuerdings gibt es auch Internetcafés, in denen Einheimische und Touristen für zehn Yuan – zwei Franken – die Stunde innert Sekunden Kontakt mit der restlichen Welt aufnehmen können.

Neben den Internetcafés gibt es noch Johns Café mit seinem englisch sprechenden Besitzer, Bier und westlichen Menüs. Hier treffen sich all die Individualtouristen und Trapper, in Sandalen und kurzen Hosen, die auf der Suche nach dem Abenteuer jenseits der westlichen Zivilisation durch Pakistan über den Karakorum-Highway bis nach Kaschgar vorgedrungen sind. Jetzt, nach so langer Reise, kommt ihnen etwas Heimat gelegen. John – ein geschäftstüchtiger Chinese – vermittelt ihnen dieses Gefühl gerne und dazu gleich noch eine Übernachtung in seiner Pension, einen Tagesausflug in die Öde der Wüste, die Fahrkarten für die Weiterreise und die Hotelreservation für den nächsten Ort.

Maillart und Fleming residierten komfortabel im englischen Konsulat, dem *Tschini Bagh*. Heute ist daraus ein fünfstöckiger, weiß gekachelter Hotelkomplex geworden, wo Individualtouristen und pakistanische Händler in überfüllten Viererzimmern hausen. Auch wir sammeln erste Erfahrungen mit der chinesischen Hotelkultur. Im Gegensatz zum *Tschini Bagh* ist unser Hotel, das Kaschgar-Hotel, auf Gruppen spezialisiert.

Ein Frühstück zu erhalten? Ziemlich kompliziert. Zumal es im Speisesaal nur große Tische für zehn bis vierzehn Gäste gibt und wir nicht auf dem Einsatzplan vermerkt sind.

»Welche Gruppe?«

Keine Gruppe, nur wir zwei.

»Welches Land?«

Schweiz. Diskussionen, Telefonate an den Empfang. Nach fünf Minuten ist es so weit. Das Servierpersonal entschuldigt sich mit verlegenem Lächeln, weist uns zwei Plätze zu und bringt uns Dampfbrotchen, Reissuppe, Eier, Gemüse und Tee.

Nach dem Essen dasselbe Spiel. Da wir immer noch nicht vermerkt sind, müssen wir bezahlen. Wieder Diskussionen, wieder Telefonate. Nach fünf Minuten ist es so weit. Das Servierpersonal entschuldigt sich mit verlegenem Lächeln, gibt uns die zwanzig Yuan zurück.

Wenig vertraut mit den örtlichen Feinheiten sind auch die fünf Deutschen, die als Nächste den Saal betreten.

»Welches Land?«

Deutschland.

»Wie viele Leute?«

Zwölf insgesamt. Sie werden gesetzt. Dann geht nichts mehr. Statt den Gesamtbestand der Gruppe hätten sie nur so viele Personen nennen sollen, wie jetzt essen wollen. Kurz bevor wir den Raum verlassen, erhalten sie ihr Frühstück.

Die Innenausstattung der Zimmer? Über die flauschigen Teppiche mit all ihren Ablagerungen früherer Gäste hatte ich viel gelesen. Nun, wir sind nicht die Ersten, die denjenigen des

Zimmers 312 betreten. Ein dünner, abgeschabter Filz, übersät mit Brandspuren von Zigaretten. Viel erstaunlicher ist die Reinigungsprozedur, an der wir teilhaben dürfen, weil wir zur Unzeit ins Zimmer zurückkehren. Die Teppiche werden mit einem nassen, durch jahrelangen Gebrauch schwarz gewordenen Lappen gefegt. Das ginge noch, daran habe ich mich bereits im Kasachstan-Express gewöhnt. Wäre nicht derselbe Lappen kurz zuvor dazu benutzt worden, das WC zu reinigen und das Wasser aufzuziehen, das durch die undichte Schüssel nach außen dringt.

Ein beißender Duft breitet sich im Zimmer aus. Na klar, Fenster öffnen. Gelegenheit, eine weitere gefürchtete Eigenart der Chinesen kennen zu lernen: das Spucken. Die Rückseite des Hotels grenzt an eine Siedlung aus Lehmhäusern, die über kein fließend Wasser verfügen. Eine Rinne im Hinterhof dient zur Verrichtung der täglichen Hygiene. Und so dringen all die Geräusche zur Reinigung von Hals und Rachen in ekelregender Regelmäßigkeit ins Hotelzimmer.

Wir sind natürlich nicht wegen des Hotels nach Kaschgar gereist, sondern wegen des Sonntagsmarktes. Um den größten Markt Zentralasiens soll es sich handeln. Von der Banane bis zum Bett und von der Stecknadel bis zum Kamel soll es hier alles geben. Er verspricht, wonach sich alle sehnen, die hierhin reisen: das ursprüngliche, das orientalische Zentralasien.

Nur, wo liegt der Markt genau? Am besten folgen wir all den Eselskarren, die wollen sicher ebenfalls dorthin. Doch eine klare Richtung lässt sich nicht ausmachen. Mal kommen uns Eselskarren entgegen, mal überholen sie uns. Dann kommen welche von links, und wieder andere von rechts. Plötzlich wird klar: Der Markt ist überall, wir sind bereits mittendrin. Er ist riesig, er belegt ein ganzes Stadtquartier.

In einer Umzäunung wird Vieh gehandelt. Dicht gedrängt und angebunden, stehen Schaf an Schaf. Ein alter Mann und ein Junge scheren sie, machen sie zum Verkauf bereit. Gleich dane-

ben wird über Kühe verhandelt, ein Interessent kontrolliert mit raschem Griff Euter und Geschlechtsteile. Ein Junge versucht ein Pferd zu bändigen. Er sitzt auf, klammert sich fest und prescht durch die Menge. Die Zuschauer weichen zurück, soweit das möglich ist im Gedränge.

Ein Häuserblock weiter dasjenige Getier, das zum letzten Mal den Besitzer wechseln soll. Leib an Leib hängen Schafe, nackt, gehäutet und blutig rot. Kalbsköpfe liegen am Boden, die Augen verdreht, von Fliegen umschwärmt, daneben die dazugehörenden Füße.

Da fühlt sich das zarte, an vakuumverpackte Fünfhundert-Gramm-Portionen gewöhnte westliche Gemüt bei den Früchten und Gemüse doch wesentlich wohler: Melonen, Kugel um Kugel zu riesigen Bergen aufgetürmt. Daneben Kürbisse, genauso aufgeschichtet. Ein Karren voller roter Tomaten wird durchgeschoben, dann ein zweiter, voll gepfercht mit Chinakohl. Wären da nur nicht die fünf kreischenden und zappelnden Hühner. Den Kopf nach unten, die Beine fest in den Händen eines Uiguren, gehen auch sie ihrem Ende entgegen. Noch leben sie, weil sie so länger haltbar bleiben.

Im Zentrum des Geländes dann der Kleider- und Stoffmarkt. Ein Stand reiht sich an den anderen. Die Gänge dazwischen sind mit Stoffbahnen überdeckt und tauchen die Auslagen in ein sanftes, dämmriges Licht. Kleider, Kopfbedeckungen, Gürtel und Schuhe sind zu haben, kunstvoll gefertigte lokale Trachten, die typischen moslemischen Käppchen und die kirgisischen Hüte, die *Kalpaks*, aber auch Jeans und T-Shirts, billige Massenware aus dem Osten Chinas und aus Pakistan. Und nicht zuletzt Seide, ballenweise, haufenweise Seide – echt oder nicht? Natürlich echt!

Zahllose Stunden verbringen wir auf dem Markt, richtungslos, ziellos. Weder finden wir die Stecknadel noch das Kamel, dafür Halstücher, Dichtungsringe, Metallfässer, Rasierklingen, Kinderbetten, Teigwaren, Videos und Jadeschmuck aus billigem Glas. Wir drängen uns durch Uiguren, Kirgisinnen und Chinesen, wei-

chen Eselskarren, Velos und Motorrädern aus, drücken uns an Schafen, Kühen und Pferden vorbei. Nur um die Leiche, die mitten auf der Straße liegt, machen wir einen großen Bogen. Genauso wie alle anderen.

Kalpaks, Kröpök und DVD am Karaköl

Das Leben hängt an einem dünnen Faden – hier im Pamirgebirge muss diese Redewendung entstanden sein, hier auf dem Weg von Kaschgar Richtung Süden zum Khunjerabpass. Dünn und verletzlich ist sie, die Straße, die schmale Spur, die es wagt, kilometerbreite Schwemmebenen zu durchqueren, die den Mut hat, sich zerklüftete Täler und Schluchten emporzuwinden, die nicht davor zurückschreckt, wilde Flüsse zu überspannen. Immer wieder wird der dünne Faden getrennt durch Gerölllawinen, Steinmassen und Wasserfluten, um kurz darauf notdürftig zusammengeknüpft und ausgebessert zu werden in einem ewigen Wettlauf gegen die Zeit und die Übermacht der Natur.

Karakorum-Highway heißt dieser verwundbare Faden. Seit Urzeiten war die Route über den Pamir Teil der Seidenstraße und eine der wichtigsten, oft gar die einzige Verbindung zwischen Zentralasien und dem indischen Subkontinent. Mehr als zwanzig Jahre brauchte es, um die Straße in ihrer heutigen Form zu erstellen; bis zu 15 000 Pakistani und 30 000 Chinesen waren am Bau beteiligt. 1982 wurde die über 1200 Kilometer lange Strecke eröffnet und 1986 für den Tourismus freigegeben. Bis in eine Höhe von 4700 Metern über dem Meer führt die Straße beim Khunjerabpass – vielleicht muss man den Begriff Highway wörtlich interpretieren.

Unser Ziel ist der Karaköl, der schwarze See, auf halbem Weg zum Pass liegend. In den turkstämmigen Sprachen bedeutet *kara* schwarz. Das Wort ist weit über den klein- und zentralasiatischen Raum hinaus anzutreffen und zeigt, wie weit der Einfluss der türkischen Kultur sich erstreckt oder einst erstreckt hat. Im Westen, in Griechenland, beginnen zahllose Nachnamen mit der türkischen Silbe *kara* – was die meisten Griechen nur ungern wahrhaben. Im Osten, im Pamir, ist *kara* in geografischen Bezeichnungen enthalten, wie in Karakorum, dem schwarzen Gestein, oder

in Karaköl. *Köl* oder *Kul* stammt ebenfalls aus den Turksprachen und bedeutet See.

Nur die Chinesen wissen nicht, dass sie zum schwarzen See fahren. Denn sie nennen den Karaköl Kalikuli, lautmalerisch sinisiert, jeder inhaltlichen Bedeutung beraubt. So, wie sie es mit allen lokalen Bezeichnungen machen. Kaschgar wird zu Kashi, Turfan zu Tulufan, Ürümqi zu Wulumuqi. Das r wird dabei in ein l verwandelt und zwei aufeinander folgende Konsonanten werden in zwei Silben aufgeteilt, da im Chinesischen kaum Doppelkonsonanten existieren und Chinesen Mühe haben, sie auszusprechen.

Die Landschaft ist gewaltig, faszinierend, atemberaubend. Ich bin begeistert. Am Morgen war es noch anders. Um neun Uhr hätten wir im Hotel für den zweitägigen Ausflug ins Pamirgebirge abgeholt werden sollen. Niemand war jedoch da. Ich telefonierte der lokalen Niederlassung des staatlichen Reiseservices für Ausländer CITS, dessen Nummer ich uns in weiser Vorahnung am Tag unserer Ankunft in Kaschgar von der Reiseleiterin geben ließ. Ja, ja, es komme sofort jemand. Nach weiteren dreißig Minuten noch ein Telefon. Ja, ja, es werde jemand kommen.

Nach einer Stunde war Mohammed da. Er sei Uigure und studiere hier in Kaschgar Englisch, stellte er sich vor. Er werde uns nun zum Lake Kalikuli begleiten, wo wir eine Stunde Aufenthalt hätten, um dann wieder zurückzukehren.

»Abends schon wieder retour?«

Wir hätten einen zweitägigen Ausflug gebucht mit einer Übernachtung, erklärten wir. Davon wisse er nichts, man habe ihm eben erst mitgeteilt, dass er uns begleiten müsse. Kurze Diskussion mit dem Fahrer. Dieser hingegen schien informiert zu sein, hatte er doch eine kleine Reisetasche dabei.

»Okay, two days.«

Und, für Fragen stehe er uns jederzeit gerne zur Verfügung:

»Please ask, if you have any questions!«

So sitzen wir jetzt mit Mohammed und dem Chauffeur im klimatisierten Geländewagen und fahren auf dem Karakorum-Highway Richtung Süden. Anfänglich schnell, dann immer langsamer, gebremst durch all die provisorisch in Stand gestellten, einspurigen Strecken. Und gebremst durch die Schafherden, die ins Tal unterwegs sind. Der Fahrer versucht sich den Weg zu bahnen, hupt kurz, dann länger, dann pausenlos. Doch Schafe sind nicht wie Menschen. Uns nervt das Gehupe, sie reagieren nicht einmal. So geht es im Schrittempo weiter oder mal gar nicht mehr.

Ob die Leute von der Schafzucht gut leben können, möchte Christina wissen.

»Hier gibt es sehr viele Schafe!«, antwortet Mohammed. Und:

»Please ask, if you have any questions!«

»Kann man die Straße über den Khunjerabpass im Winter befahren?«, versuchen wir als Nächstes herauszufinden.

»Im Winter ist es sehr kalt hier.«

Mohammed steht wohl erst am Anfang seines Englischstudiums. Schade. Über das Leben der Uiguren werden wir wohl nichts hören von ihm.

Drei Stunden sind wir bereits unterwegs, haben die Schwemmebenen des Ghez und die ersten Täler hinter uns. Die Landschaft wird wieder offener. Was für ein Anblick! Weiße, sandige Bergflanken, Flüsse, Deltas und Schafweiden.

Einen Fotohalt möchten wir einlegen. Nein, erst später, dort sei es noch viel schöner, meint Mohammed. Nicht, dass es einen Kilometer weiter tatsächlich viel schöner wäre. Dafür bietet uns ein kirgisischer Händler *Kalpaks* an und ein pakistanischer billigen Schmuck. So ist das hier am Karakorum-Highway. Genau so, wie überall sonst auf der Welt.

Ein erstes Jurtenerlebnis haben wir bereits hinter uns, unsere Erwartungen sind entsprechend gedämpft. Neun Jurten sind es diesmal, neben dem Gasthaus beim Karaköl, wo wir um drei Uhr

nachmittags eintreffen, ebenfalls alle in einer Reihe, ebenfalls alle elektrifiziert. Vor den Jurten ein riesiger Parkplatz mit Reisebussen. Auf der Treppe zum Gasthaus bieten uns kirgisische Händler *Kalpaks* an und pakistanische billigen Schmuck. Zwanzig Meter entfernt, jenseits des Parkplatzes, eine Wiese und der See.

Die Jurten auf der anderen Seite des Parkfeldes aufstellen und die Eingänge gegen den See richten – schon wäre das touristische Paradies perfekt! Aber das sind europäische Fantasien, Träumereien nach unverbrauchter Natur, und die zählen hier nicht, noch nicht.

Doch das Paradies liegt nur wenige hundert Schritte entfernt, jenseits der Jurte mit ihrer kirgisischen Familie – sie posiert ungefragt für ein Foto und bietet uns *Kalpaks* an – und jenseits des Zeltlagers des englischen Reiseveranstalters *Encounter Overland*.

Die Einsamkeit des Pamirs erfasst uns. Über uns, in einer Höhe von siebentausend Metern, leuchten die Gipfel des Muztagata und des Kongur, fern und unerreichbar. Grüne Weiden verlieren sich in der Weite des Hochlandes, neben uns schweigt der See. Das schwarze Geröll, das dem Karakorum seinen Namen gab, weicht unter dem Druck unserer Schritte, verwischt unsere Spuren, so, wie es schon die Geschichte all jener verschluckt hat, die während Jahrhunderten vor uns hier durchgingen.

Jaks trotten vorbei. Sie halten den Kopf gesenkt und schnauben leise. Hie und da schnappen sie nach einem Grasbüschel. Sie bewegen sich bedächtig, nehmen die Ruhe des Karaköl auf, die Würde des Muztagata, die Erhabenheit des Kongur. Nur die schwarzlockigen Schafe, die Karaköl-Schafe, fehlen. Vermutlich sind wir am falschen See. Denn wenig westlich von hier, in Tadschikistan, gibt es noch einen Karaköl, und der ist wesentlich größer als der chinesische.

Zurück beim Parkplatz, sind die Busse mit den chinesischen Touristen weg. Nach der qualvoll langen, fünfstündigen Hinfahrt

haben sie die qualvoll lange, fünfstündige Rückfahrt angetreten. Weg sind auch die Linienbusse Richtung Kaschgar und Khunjerabpass, weg die Händler mit ihren Hüten und ihrem Schmuck.

Wir bleiben zurück. Wir warten. Warten, bis es Abend und wieder Morgen wird. Denn zu tun gibt es hier nichts.

Es wird kalt und wir verziehen uns ins Gasthaus. Gasthaus? Ein großer, trostloser Raum mit fünfzehn runden Tischen, alle leer, nur Christina und ich in einer Ecke. Die Fenster klirren, der Wind zieht durch die Ritzen. Zu Essen gibt es dasselbe wie fünf Stunden zuvor, als wir eintrafen: Suppe, *Kröpök*, Reis, Gemüse.

Allmählich füllt sich der Raum mit Angestellten des Hauses und Arbeitern aus der Nachbarschaft. Jeder, der kommt, lässt die Türe offen stehen. Sie bleibt geöffnet, bis jemand anderer sich über die Kälte beklagt und sie wieder schließt.

Sie starren in die Röhre. Fernsehempfang gibt es keinen hier oben. Es werden DVD eingelegt, Tanzvorführungen verschiedener chinesischer Minoritäten angeschaut. Gesprochen wird kaum. Die Fremden interessieren nicht. Wieso auch? Weder sind wir die Ersten, die hier durchkommen, noch werden wir die Letzten sein. Es herrscht eine Stimmung wie in der Nachsaison. Wir sind irrtümlich noch dort, wo normalerweise bereits alle Fremden abgereist sind, wo die Einheimischen lieber unter sich bleiben.

Wieso wir zu einem Bergsee reisen, um in einer Jurte zu übernachten, verstehen sie ohnehin nicht. Ich auch nicht mehr. Denn unser Fahrer ist weg, und mit ihm unser Gepäck. *Please ask, if you have any questions!* Wo unser Fahrer ist, will ich wissen. Er übernachtete an einem anderen Ort, behauptet Mohammed. Wir werden wütend, haben keine Lust, auf 3700 Metern Höhe ohne warme Kleider in einer Jurte zu übernachten. Nein, nein, er komme wieder, korrigiert Mohammed. Wann? Bald. Wann ist bald? Keine Antwort.

Nach einer Stunde ist der Fahrer retour. Wir verziehen uns in

die Jurte, legen uns auf den Boden und wickeln uns in die Decken ein. Schlafen tief, nur ab und zu aufgeschreckt durch die Mäuse, die über die Decken huschen.

Schwarz lächelt uns der Karaköl am nächsten Morgen an, strahlend weiß der Muztagata und der Kongur. So, wie sie es gestern und vor tausend Jahren taten, so, wie sie es in tausend Jahren tun werden. Sie sind so schön und gleichzeitig so unnahbar, so abweisend. Dass die Menschen um sie streiten und Kriege führen, kümmert sie nicht.

Nur zweihundert Kilometer entfernt liegt der Kaschmir, jenseits der chinesischen Grenze. Über den Khunjerabpass führt der Karakorum-Highway nach – Indien oder Pakistan? Genau das ist die Frage, um die es seit 1947 geht. Fünfzig Jahre nach dem *Great Game* um Zentralasien begrub Großbritannien seine asiatischen Ambitionen, trennte sich von seiner Kolonialgeschichte und zog sich vom indischen Subkontinent zurück. In der Eile des Rückzugs wurde jedoch versäumt, klare Grenzen zu ziehen zwischen dem verkleinerten Indien und dem neu entstandenen Pakistan. Drei Kriege führten die beiden Staaten seither um den Kaschmir. Indien reklamiert den ganzen Kaschmir für sich; der östliche Teil, wo der Karakorum-Highway hinführt, steht jedoch unter pakistanischer Verwaltung. Eine *Line of Control* trennt die beiden Gebiete.

Aber auch zwischen China und Indien sowie zwischen China und Pakistan gibt es ungeklärte Grenzverläufe. Auf dem Siachen-Gletscher, gleich östlich des Khunjerabpasses, sind sich die beiden Staaten über ein 3000 Quadratkilometer großes Gebiet nicht einig. Und dies in einer Höhe von 6000 Metern. 30 000 Soldaten sind permanent im ewigen Eis stationiert, unter unerträglichen Bedingungen, wie man sich leicht ausmalen kann.

China und Indien schließlich streiten sich um Grenzen von über 3200 Kilometern Länge. Eines dieser Gebiete liegt nur einige hundert Kilometer westlich von hier. Ein Hochplateau, das die

Pamirregion vom Tibet trennt, so groß wie die Schweiz. Es zählt zu Indien, wird aber von China besetzt gehalten. Für China ist es wichtig, weil dort die 2700 Kilometer lange Verbindungsstraße von Kaschgar in die tibetische Hauptstadt Lhasa durchführt.

Die Landkarten, die wir aus Europa mitbrachten, spiegeln die Konflikte wider: *unbestimmte Grenze* oder *unter chinesischer Administration* heißt es darauf. Die Chinesen haben die Streitfrage auf ihre Art gelöst. In der Touristenkarte von Xinjiang werden beide Gebiete kommentarlos als chinesisch bezeichnet.

Auf demselben Weg geht es zurück nach Kaschgar. Der Film spielt sich rückwärts ab. Zuerst die Hochebenen rund um den Karaköl, dann die Flussdeltas mit weißem Sand und Schafherden. Vorbei am Aussichtspunkt mit den kirgisischen *Kalpaks* und dem pakistanischen Schmuck, danach hinab durch die engen Täler und Schluchten und zuletzt wieder über diese unglaublich riesige, entfesselte, ungestüme Flussebene.

Kaum vorstellbar, dass die Flusstäler in den Alpen einst gleich ausgesehen haben, das Tal des Rheins, der Rhône und des Inns. Damals, als noch keine Straßen, keine Felder, keine Siedlungen und keine Bahnlinien sie einengten, sie kanalisieren und hinter Dämmen versteckten. So muss es ausgesehen haben, als sie freipendeln durften zwischen den Talflanken, als sie den Talboden mit ihrer eigenen Kraft, nach ihrer eigenen Laune gestalten und formen durften.

Den Lehmhäusern auf der Spur

Nur noch 550 Kilometer sind es bis zur nächsten Eisenbahnlinie in Andidschan (heute in Usbekistan liegend), schrieb Ella Maillart nach ihrer Ankunft in Kaschgar. 65 Jahre später hat sich nichts daran geändert. Die Verkehrswege durch Usbekistan, Kasachstan und Kirgistan bis nach China sind in schlechtem Zustand. Die neue Bahnlinie, die die Präsidenten der zentralasiatischen Staaten durch den Tianshan bauen wollen, existiert erst auf dem Papier.

Ganz anders hingegen sieht es Richtung Osten aus. Maillart musste im 3800 Kilometer entfernten Xi'an auf den Lastwagen und dann auf das Maultier umsteigen. Heute fährt die Eisenbahn bis nach Kaschgar, das letzte Teilstück wurde Ende 1999 dem Verkehr übergeben. Der Ausbau Richtung Kirgistan, zum Irkeschtampass, ist ebenfalls in Bau.

Endlich wieder im Zug! Um zwei vor Mitternacht, auf die Minute genau, verlässt die Bahn Kaschgar Richtung Osten. Die Wagen unterscheiden sich nur in Kleinigkeiten von jenen des Kasachstan-Expresses. Die Pritschen sind bereits mit Leintüchern bezogen und es liegen sogar Frottiertücher bereit. Anstelle eines Samowars steht in jedem Abteil eine Thermoskanne. Sie verströmt den Geruch nach siedendem Boilerwasser. Regelmäßig wird sie vom Zugpersonal nachgefüllt. Die Wagen haben zwar ihre besten Zeiten hinter sich, aber trotzdem ist es bequemer, als im Jeep über unbefestigte Straßen zu fahren.

Kilometer um Kilometer tauchen wir ein in die unermessliche Weite der Taklamakan-Wüste, Stunde um Stunde fressen wir Löcher in die Zeitlosigkeit. Und plötzlich ist sie wieder da, die Reiterhorde, galoppiert neben dem Zug, wirbelt Sand auf und begleitet uns auf der Fahrt in den endlosen Raum.

Über 1600 Kilometer Länge erstreckt sich die Taklamakan, die Wüste, aus der niemand zurückkehrt, wie der Name symboli-

siert. Sie war das Haupthindernis, das es früher auf einer Reise entlang der Seidenstraße zu überwinden galt. Im Norden und Westen ist sie durch den Tianshan begrenzt, im Süden durch den Pamir. Gegen Osten geht sie bei Dunhuang über in die Wüste Gobi.

In Kaschgar teilt sich die Seidenstraße in zwei Haupttrouten. Die eine umgeht die Taklamakan nördlich und folgt dem Tianshan. Die andere verläuft südlich, die Ausläufer des Pamirs entlang, durch die Orte Hotan und Yutian. Erst in der Gegend von Dunhuang treffen die beiden Routen wieder zusammen, bevor sie den Hexi-Korridor Richtung Lanzhou durchqueren. Die südliche Route ist weniger gut ausgebaut als die nördliche und gilt selbst heute noch als gefährlich.

Während die Handelskarawanen die Wüste umgingen, lockte die Taklamakan Forscher und Abenteurer immer wieder. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts waren es Sven Hedin oder Aurel Stein, die sie auf ihren Expeditionen zu durchqueren versuchten. Auch Ella Maillart und Peter Fleming reisten zeitweise quer durch die Wüste, da die offiziellen Routen wegen Kriegen gesperrt waren. Für die meisten dauerte das Abenteuer mehrere Monate, andere verschwanden für immer in den Dünen.

Auf der Suche nach der letzten Herausforderung ist die Taklamakan in den vergangenen Jahren wieder zum Ziel neuer Expeditionen geworden. Dank *Global Positioning System GPS* und Funkverbindungen sind die Abenteurer alle zurückgekehrt. Und so finden wir weniger Mutigen immer neue Reiseberichte in den Regalen der Buchhandlungen. Bereits bei den Titeln wird klar, dass eine solche Expedition auch heute kein Klacks ist, dass die Taklamakan trotz ausgereifter Technik nichts an Schrecken eingebüßt hat. Befand sich Fleming noch auf einem *Spaziergang von Peking nach Kaschgar* und sprach Maillart von einer *Verbotenen Reise*, so kämpfte sich Charles Blackmore 1993 *Durch die Wüste des Todes* und Bruno Baumann bewältigte im Frühjahr 2000 ein *Drama in der Wüste Taklamakan*.

Wir lassen das wahre Abenteuer rechts von uns liegen und umgehen die Taklamakan auf der Nordroute. Statt mehrerer Monate dauert die Reise mit dem Zug 39 Stunden. In Abständen von fünf bis fünfzehn Stunden folgen sich Oasenstädte: Aksu, Kuqa, Korla, Turfan, Hami, Dunhuang. Die eingesparte Zeit werden wir in den Oasen verbringen, unter Schatten spendenden Palmen dösen, kühle Getränke genießen und durch schmale Gassen mit Lehmhäusern schlendern.

Der Zug frisst sich durch die Wüste. Draußen steht die Luft, flimmert die Hitze. Hinter einer Düne wirbelt Sand empor, die Reiterhorde taucht schemenhaft auf. Nein, eine Kamelkarawane ist es jetzt. Sie zieht auf den grünen Strich in der Ferne zu. Palmen zeichnen sich ab, eine Stadtmauer mit Türmchen. Wir reiten durch das Tor, tauchen ein in die Schatten der Mauern und Bäume. Eine Oase! Nach der toten Wüste ist das Leben zurückgekehrt.

Die Bremsen quietschen, der Zug verlangsamt und stoppt. Kuqa. Wir steigen aus. Ich bin irritiert. Wo sind die Palmen? Die Stadtmauern und die Türmchen? Die Lehmhäuser? Stattdessen ein kahler Bahnsteig, rot-weiß geplättelt, so wie noch viele Bahnsteige geplättelt sein werden auf unserer Fahrt durch China, ein niedriges Bahnhofsgebäude, weiß gekachelt. Eine schwarz asphaltierte Straße weist auf mehrgeschossige Wohnbauten am Horizont.

Dösen unter Palmen: Da habe ich wohl zu viele Fernsehreportagen und Bildbände angeschaut. In ihrem Kern waren diese Oasen vielleicht tatsächlich einmal so. Die modernen chinesischen Oasen hingegen wuchern in die Wüste. Mit ihnen die Straßen, der Verkehr und der Smog. 100 000 Menschen leben hier in Kuqa, vielleicht sind es bereits 120 000. So genau weiß das niemand. Es handelt sich nur um eine unbedeutende Kleinstadt. Zumindest für chinesische Verhältnisse.

Eine chinesische Reiseleiterin sucht zwei Deutsche am Bahnsteig, läuft auf und ab, wirkt verzweifelt.

»Nein, nein, zwei Deutsche, nicht zwei Schweizer!«

Irgendwann gibt sie sich trotzdem mit uns zufrieden, nachdem einfach keine Deutschen auszumachen sind.

Die Sehenswürdigkeit, die sie uns zeigen soll, liegt eine Fahrstunde außerhalb von Kuqa. Es handelt sich um die Tausend-Buddha-Grotten von Kizil, eine von mehreren Grottenanlagen, für die die Seidenstraße so berühmt ist. Über eine Länge von rund einem Kilometer sind mehr als 230 Grotten in einen Steilhang geschlagen worden. Die Höhlen entstanden bereits im dritten Jahrhundert nach Christus und zählen zu den ältesten buddhistischen Höhlengrotten Chinas.

Doch viel ist nicht mehr zu sehen. Einige verblasste Malereien in kleinen, mit Metalltüren verbarrikadierten Felshöhlen. Daneben leere Nischen, wo einst Buddhastatuen gestanden oder gelegen haben sollen. Die meisten von ihnen wurden zerstört oder geklaut – im Namen der Forschung. Nach den ersten Expeditionen von Sven Hedin und Aurel Stein kam es in den Jahren 1900 bis 1920 zu eigentlichen wissenschaftlichen Raubzügen. Es waren hauptsächlich europäische Wissenschaftler, so Albert le Coq oder Alfred Grünwedel, aber auch Russen, allen voran die Gebrüder Beresowskij, und Japaner. Die verschiedenen Forschergruppen rivalisierten gegenseitig und versuchten einander zuvorkommen. Sie teilten die zu erforschenden Gebiete gar vertraglich untereinander auf. Mit besonderer Gründlichkeit ging Albert le Coq ans Werk: Er entwickelte eine spezielle Technik, um die Wandmalereien ablösen zu können. Heute sind mehr Kunstschätze der Seidenstraße in europäischen Museen als in China zu bewundern – was auf entsprechende Ressentiments bei den Chinesen stößt. Besser so, denn all die Schätze hätten die chinesische Kulturrevolution von 1966 bis 1976 ohnehin nicht überlebt, lautet die gängige Rechtfertigung.

Unsere Begleiterin will nur das Beste für uns. Sie lächelt immerzu. Entschuldigt sich für Unannehmlichkeiten, die es gar nicht gibt. Warnt uns vor jeder Höhle, die wir betreten: »Please, be careful!« Erkundigt sich jedes Mal, wenn wir die Höhle wieder verlassen: »Are you tired now?«

Ermüdet ob so viel Fürsorge, kehren wir nach drei Stunden in die Stadt zurück. Auf der Fahrt wird mir klar, dass alles nur auswendig gelernte Standardsätze sind, dass unsere Begleiterin uns nicht wirklich versteht.

»Es hat weniger Verkehr als heute Morgen«, bemerke ich.

Sie schaut mich an, strahlt übers ganze Gesicht: »Oh, danke vielmals!«

Mein Gott, ist das anstrengend! Wie soll man so je ein vernünftiges Gespräch führen? Das raubt einem jede Lust auf Kommunikation.

Vielleicht ist genau das die Absicht? Ausländern Reiseleiter zuzuteilen, die wenig verstehen? Damit sie nicht zu viel fragen und erfahren über die Lebensumstände und die politische Situation in Xinjiang? Ich weiß es nicht.

Sicher hingegen ist, dass die Hürde zum Erlernen einer europäischen Sprache für Chinesinnen und Chinesen sehr hoch ist. Denn umgekehrt ist es genauso: Nach drei Jahren Unterricht in Chinesisch kann ich zwar Abfahrtsorte und Preise erfragen, erzählen, woher ich komme und wie viele ältere und jüngere Schwestern ich habe – nämlich keine –, jedoch nicht ein längeres Gespräch führen.

Das Gefühl von Verbundenheit, das ich auf dem Torugartpass empfand, ist gewichen. Ein diffuser Nebel hat sich breit gemacht, eine zähe Watte trennt uns von den Einheimischen.

Feierlich verkündet unsere Begleiterin das Programm des nächsten Tages: »Morgen haben Sie einen Ruhetag. Um zwölf Uhr können Sie im Hotel essen gehen.«

Was tun, wenn man einen Tag frei hat in Kuqa? Der Reise-

führer spricht von einem alten Stadtkern, von kleinen Moslemmärkten und von Eselskarren.

Die Hitze drückt. Die Luft ist gelblich trüb. Wir schleichen eine gesichtslose Straße entlang. Dann eine zweite. Mehrgeschosige Gebäude links und rechts, weiß gekachelt, blau oder braun getönte Fenster, China Post, China Telecom, China Mobile, IDD-Telefonkabinen. Ein Straßenmarkt, der im Staub versinkt. Dann die *Renmin Lu*, die Straße des Volkes. Nur die Mao-Statue fehlt.

Lange ist es nicht her, dass in den Orten entlang der Seidenstraße nur Lehmhäuser standen. Reportagen und Reiseführer, kaum zehn Jahre alt, erzählen von Kaschgar, Aksu oder Kuqa, dass sie ganz aus Lehm gebaut seien, dass sie aus einem Meer einstöckiger Lehmbauten bestünden.

Wir sind zu spät gekommen! Alles ist weg, dem Fortschritt geopfert! Wie romantisch das gewesen sein muss! Kleine, einstöckige Häuser, verwinkelte Gässchen, die Wüstensonne färbt die Häuser rot ein. Reben beschatten den Innenhof, ein Mann fährt mit einem Eselskarren hinzu, schleppt einen Sack Getreide ins Haus, eine Frau knetet Teig, Kinder jagen den Hühnern nach.

Wie romantisch das sein muss, in Lehmhäusern zu leben! Der Rücken schmerzt auf der harten Strohmatten, der Rauch der Feuerstelle brennt in den Augen, der Staub von Straße und Hof knirscht zwischen den Zähnen. Wie romantisch das sein muss, sich in einem Becken im Hof zu waschen, das Wasser am Dorfbrunnen zu holen und das Plumpsklo am Ende der Straße mit zweihundert anderen Personen zu teilen. Und dies nicht etwa während eines zehntägigen Abenteuerurlaubs oder Managertrainings, sondern Woche für Woche, Jahr für Jahr.

Wird die Menschheit etwas verloren haben, wenn sie dereinst nicht mehr in Lehmhütten haust? Das hängt wohl davon ab, was an die Stelle der Hütten tritt.

Zu den Ruinen von Quici und zum pittoresken Markt, schlägt Christina vor, das ist sicher spannend. Drei Kilometer entfernt

liegen sie. Mit dem Taxi? Nein, zu Fuß. Wir müssen etwas tun, der Tag ist noch lang.

Die Hitze drückt. Wir schleichen die Straßen entlang. Sie bleiben gesichtslos. Der Smog reizt und die Augen brennen. Halb zerfallene Häuser linkerhand. Ob das schon die Ruinen sind?

Vom pittoresken Markt keine Spur. Vermutlich liegt er irgendwo unter einer Staubschicht versteckt. Für Pittoreskes schein ich heute nicht empfänglich zu sein, zu penetrant sind Staub, Smog und Hitze. So bleibt nur eins: zurück ins Hotel. Eine wirkliche Alternative ist es nicht. Der kleine Blumengarten im Hof ist zwar hübsch, aber rundherum gibt es nur die Zufahrt und Autos. Es fehlen Stühle, ein Sonnenschirm, eine kleine Bar. In einigen Jahren, sobald mehr westliche Touristen hier gewesen sein werden, wird es auch das geben.

Eigentlich ist es ja klar: In der Wüste ist man nur zur Not am Tag unterwegs, zum Leben ist die Nacht da. Entsprechend verlässlich gestaltet sich der Abend.

Der gelbgraue Smog hat einem tiefblauen Himmel Platz gemacht. Die grauen, staubigen Straßen haben ein Gesicht erhalten. Tische und Stühle stehen auf den Gehsteigen; wo tagsüber nur verschlossene Türen waren, gibt es jetzt kleine Restaurants. Es duftet nach grilliertem Fleisch.

Wir setzen uns hinzu, wo schon viele andere Gäste sitzen. Eine lange Wanne aus Blech hat sich der Koch geschmiedet. Sie ist etwas schmaler als ein Fleischspießchen lang. Am einen Ende lodert das Feuer, der Rauch zieht durch ein aufgesetztes Rohr ab. Mit einem Metallhaken verteilt der Koch die Glut über die ganze Wanne, dann legt er die Spießchen auf. Sicherlich fünfzig Stück finden parallel nebeneinander Platz.

Tassen mit Teekräutern und mit großen Stücken von Kandiszucker werden aufgetischt und mit heißem Wasser übergossen. Ein würziges und süßes Getränk – was für eine Erfrischung! Zu den Lammspießchen gibt es *Lagman*, eine Nudelsuppe, und *Nan*, das Fladenbrot. Bald schon werde ich es vermissen. Denn im

Zentrum Chinas wird es kein gebackenes Brot mehr geben, sondern nur noch gedämpfte, krustenlose Teigklöße. Manchmal sind es die kleinen Dinge, die zeigen, dass wir immer weiter östlich kommen, dass verschiedene Kulturen einander ablösen.

Duoshao qian? Wie viel kostet es? *Shi'er kuai qian.* Wie viel? *Shi'er kuai qian.* Ich muss mir die Zahlen notieren lassen. Zwölf Yuan, zwei Franken fünfzig, tatsächlich. Eigentlich habe ich den Betrag verstanden, aber er ist so tief, dass ich es nicht glauben konnte.

Ob wir einen schönen Tag verbracht hätten in Kuqa, möchte unsere Begleiterin wissen, als sie uns am nächsten Tag zum Bahnhof bringt.

»Ja, danke, es war sehr spannend! Kuqa ist wirklich ein interessanter Ort!«

Einen besseren Einblick ins Leben einer chinesischen Kleinstadt hätten wir anderswo nicht gewinnen können.

Im Wartesaal sind die meisten Plätze besetzt. Der Zug ist verspätet.

»Bitte setzt euch!«, fordert uns unsere Begleiterin auf.

Wir lehnen ab, werden wir doch noch vierzehn Stunden im Zug sitzen. Sie geht zur nächsten Sitzreihe, diskutiert mit den Wartenden, bis diese ihre Plätze räumen und sich anderswo hinsetzen. Strahlend kommt sie zu uns:

»Chinesen sind sehr warmherzig! Sie offerieren Ihnen einen Sitzplatz!«

Das Abteil, für das wir Fahrkarten haben, ist bereits besetzt. Rasch organisiert die Schaffnerin ein anderes. Ein chinesisches Ehepaar kommt hinzu. Der Mann deutet auf sein rotes T-Shirt. Sinopec steht dort drauf. Sinopec ist das staatliche Unternehmen für Erdöl und Chemie Chinas und der Mann ist in der Erdöl-exploration tätig. Im Tarimbecken – dem Becken, in dem die Taklamakan-Wüste liegt und das wir zurzeit entlangfahren – werden große Erdölvorkommen vermutet. Die Schätzungen reichen

von 16 bis 70 Milliarden Tonnen Erdöl; eine enorme Menge, die im besten Fall an die 93 Milliarden Tonnen heranreichen könnten, die heute als Reserven im mittleren Osten nachgewiesen sind. Das Öl ist mit ein Grund, weshalb die Hanchinesen immer weiter nach Westen vordringen. Bereits in einigen Jahren soll eine Pipeline die Erdölfelder mit Shanghais Hafen verbinden. Vierzehn Milliarden Dollar wird der Bau der Leitungen kosten.

Das Ehepaar ist unterwegs nach Ürümqi, der Hauptstadt Xinjiangs. Dort ist es vor einer Woche, am 8. September 2000, dem Tag unserer Einreise in China, zu einer schweren Explosion gekommen. Ein Militärlastwagen mit Munition ging in die Luft, riss sechzig Menschen in den Tod und verletzte 173 weitere. Attentat, ließen uigurische Separatisten umgehend aus dem kasachischen Exil verlauten. Als Möglichkeit nicht auszuschließen, insbesondere weil der chinesische Ministerpräsident Zhu Rongji an jenem Wochenende in Ürümqi weilte.

Unsere Mitreisenden werden wohl nur die offizielle Version des regionalen Sicherheitsbüros zu hören bekommen: ein gewöhnlicher Verkehrsunfall, ließ es kurz nach der Explosion verlauten. So viele Opfer seien zu beklagen, weil sich das Unglück auf einer stark befahrenen Einfallstraße ereignet habe.

Der Zug prescht nach Osten, links die Ausläufer des Tianshan, rechts das Tarimbecken. Weit draußen, in der gleißenden Sonne, sind Bohrtürme, Förderplattformen und Transportleitungen auszumachen. Vom Zug aus nicht zu sehen ist hingegen der Lop Nor. Dieser See, der mitten im Tarimbecken liegt, bildete lange ein Rätsel für die Forschungsreisenden des letzten Jahrhunderts. Auf verschiedenen Karten war er an ganz unterschiedlichen Orten eingezeichnet. Sven Hedin fand schließlich die Lösung: Der See wandert. Der Zufluss, der Tarim, verläuft extrem flach und bildet riesige Mäander. Diese verlanden von Zeit zu Zeit wegen des Geschiebes, das der Tarim mit sich führt. Dadurch ändert der Fluss seine Richtung – und der See pendelt zwischen einem nörd-

lichen und einem südlichen Endpunkt. Der wandernde Tarim besiegelte auch das Schicksal der Stadt Loulan, die vor zweitausend Jahren den westlichsten Vorposten des chinesischen Reichs bildete. Nach einer erneuten Richtungsänderung des Flusses erhielt sie kein Wasser mehr und ging im vierten Jahrhundert unter.

Und heute? Auch heute gibt es manche Geheimnisse um den Lop Nor. Die Gegend ist Sperrgebiet. Hier, im Abseits, tun die Chinesen das, was nicht allzu viele wissen sollten. Hier testeten sie ihre Atombomben. Seit 1964 haben die Chinesen insgesamt 45 Tests durchgeführt. Die letzten beiden Sprengsätze wurden 1996 gezündet, kurz vor der Unterzeichnung des Abkommens über das Verbot von Atomtests. Die Folgen werden noch lange zu spüren sein: Oppositionelle berichteten bereits 1987 über Hunderte von Todesfällen mit unbekannter Ursache aus dieser Gegend. Offiziell wird dies natürlich bestritten, genauso, wie die Folgen der militärischen oder zivilen Nutzung der Atomenergie überall auf der Welt verharmlost werden. Lediglich einige wenige Todesfälle wurden zugegeben, die auf die *Krankheit Nummer 1* und die *Krankheit Nummer 2* zurückzuführen seien.

Gegen Abend stoppt der Zug in Korla. Ein kahler Bahnsteig, rot-weiß geplättelt, ein niedriges Bahnhofsgebäude, weiß gekachelt. Eine halbe Stunde Aufenthalt. Leintücher werden von den Pritschen gerissen und auf den Bahnsteig geworfen. Lastwagen fahren frische Wäsche und Esswaren für den Speisewagen herbei.

Korla. Wir lassen es rechts liegen. Was hätte es uns bieten können, das uns Kuqa nicht bot?

Später verlässt die Bahn die Wüste, dreht nach Norden ins Gebirge. Sie durchquert einen Ausläufer des Tianshan, steigt auf 2500 Meter über dem Meer, um anschließend in die Senke von Turfan zu tauchen, fast bis auf Meereshöhe. In großen, serpentinartigen Kurven überwindet der Zug das Gefälle. Leider verpassen wir dieses Spektakel, denn es ist Mitternacht, als die

Eisenbahn am höchsten Punkt ankommt. Angestrengt starre ich durchs Fenster. Schemenhaft zeichnen sich Flusstäler und Berge im fahlen Mondschein ab. Der Zug gleitet über Brücken und verschwindet in Tunneln. Die Bilder werden schwächer und vermischen sich mit unwirklichen Traumlandschaften.

Irgendwann, Stunden später, geht ein Ruck durch den Wagen. Der Zug hält, die Lampe des Bahnsteigs leuchtet das Abteil aus. Wir sind in Daheyuan, der Bahnstation von Turfan. Es ist vier Uhr morgens. Eine unmögliche Zeit, aber auswählen kann man sie nicht. In Europa sind die Reisedistanzen üblicherweise so kurz, dass man Abfahrts- und Ankunftszeiten günstig in den Tag legen kann. Hier ist das anders. Reisen dauern mal 12, mal 24, mal 36 Stunden, und meist fährt nur ein Zug täglich. Und so treffen die Züge um vier Uhr morgens ein oder fahren um Mitternacht ab.

Turfan. Wir sind am tiefsten Punkt Chinas angelangt. Vier interessante Tage erwarten uns. Die Grotten von Bezeklik sind hier, ebenso die Ruinenstädte von Gaochang und Jiaohe. Und die *Renmin Lu* wollen wir uns ebenfalls nicht entgehen lassen.

China braucht uns nicht

Bis ins Stadtzentrum sind es sechzig Kilometer. Eine breite Straße, frisch asphaltiert, das Taxi gleitet mit hundert Kilometern pro Stunde dahin. Der Nachtwind spielt mit den Haaren und kühlt das Gesicht. Wir kreuzen die Straße Nummer 312, die Schnellstraße, die China von Westen nach Osten durchspannt. Rechts geht's zur kasachischen Grenze, 800 Kilometer, links nach Shanghai, 3800 Kilometer.

Turfan kommt näher, die Straßen werden mehrspuriger, Reklamen leuchten links und rechts. Dann Lichtsignale mit großen roten Ziffern. Sie zählen rückwärts und zeigen an, in wie vielen Sekunden die Ampel auf Grün schalten wird.

Ein Bild, das nicht hierhin passt, in diese abgelegene Wüste, ein Bild, als ob man von einem internationalen Flughafen in eine Millionenstadt fahren würde. Es ist ein weiteres Indiz, wie Chinas Zentralmacht ihre Position im Westen festigt: indem sie große finanzielle Mittel in den Ausbau der Infrastruktur steckt. Das Armutsgefälle zwischen dem Osten und dem Westen ist riesig, das Ungleichgewicht nimmt gar zu. Die Taktik der Regierung: Nur wenn der Westen entwickelt und gefördert wird, lassen sich Unruhen vermeiden und die Bestrebungen der Minderheiten nach Unabhängigkeit eindämmen. Mit dieser Politik verurteilt China sich dazu, in rasantem Tempo zu wachsen. Sieben bis zehn Prozent Wirtschaftswachstum waren es in der jüngsten Vergangenheit pro Jahr. Ob solche Raten auf die Dauer realistisch sind, ist nur eine Nebensächlichkeit. Entscheidend hingegen ist die Frage, ob wirtschaftliches Wachstum allein genügt, das Ries Reich zusammenzuhalten. Und das ist doch stark zu bezweifeln.

Wenige Stunden später ist die Morgenfrische wieder verschwunden. Die Wüste ist zurückgekehrt und die Hitze drückt. Am Nachmittag zieht ein Sandsturm auf. Nur wer muss, ist unterwegs, schützt Augen, Mund und Gesicht mit Händen und Klei-

dern. An über dreißig Tagen im Jahr blasen in der Senke von Turfan orkanartige Winde. Sie drohen, die Oase im Sand ertrinken zu lassen. Mit einem System von drei Windschutzgürteln versucht man dies zu verhindern. Verschiedene Wüstenpflanzen bilden den äußersten, bis zu fünfhundert Meter breiten Gürtel: niedrige Sträucher, hauptsächlich mongolische Wicken, die kaum einen Meter hoch wachsen, dafür bis zu vier Meter in die Tiefe wurzeln. Ein zweiter Ring aus Büschen und Bäumen ist dazu da, den Wind abzubremesen und den Sand abzufangen. Im Innern folgen reihenweise hohe Bäume, die den Wind ganz stoppen und für ein erträgliches Klima sorgen sollen. Meist sind es Pappeln, die selbst in tiefem Sand gedeihen.

Trickreich gestaltet sich auch die Versorgung der Oase mit Wasser. *Karez* wird das System genannt, das vor rund zweitausend Jahren entstand und nach und nach ausgebaut wurde. Es besteht aus einem unterirdischen Kanalnetz mit vertikalen Brunnen, den *Karez*. Die ersten Brunnen befinden sich außerhalb der Oase, in den Berghängen des Tianshan. In ihnen sammelt sich Schmelz- und Quellwasser. In Kanälen fließt das Wasser in die Senke, wo es über ein weit verzweigtes Netz über die ganze Ebene verteilt wird. Hier gibt es Brunnenlöcher in großer Zahl. Sie dienen der Wasserentnahme, dem Niveaueausgleich und dem Vortrieb weiterer Kanäle. Die meisten Kanäle sind unterirdisch angelegt, damit das Wasser nicht verdunstet. Pumpen sind nicht notwendig, die Schwerkraft sorgt für die Verteilung des Wassers. Das *Karez*-System von Turfan soll, je nach Quelle, zweitausend bis fünftausend Kilometer lang sein. Ähnliche Bewässerungssysteme kennen Afghanistan und der Iran.

Dank des Wassers wurde die Senke von Turfan schon früh besiedelt. Die beiden Städte Gaocheng und Jiaohe dominierten über Jahrhunderte. Gegründet wurden sie in der Handynastie, rund hundert Jahre vor der Zeitenwende. Eindrücklich ist vor allem Jiaohe, das auf einem kleinen Plateau liegt. Zwei Flusstäler schützen die Anhöhe und machten die Stadt zu einer kaum ein-

nehmbaren Festung. Das Stadtbild ist bestens erkennbar, es gibt sogar Brunnenlöcher, die noch Wasser führen. Weniger gut erhalten sind dagegen die buddhistischen Grotten von Bezeklik mit ihren Wandmalereien. Sie erlitten dasselbe Schicksal wie die Tausend-Buddha-Grotte bei Kuqa: ausgeraubt, zerstört, das Übriggebliebene hinter Panzerglas gesichert oder ganz verbarrikiert.

Zehn Tage schon sind wir in China. Höchste Zeit, sich auf ein Fahrrad zu schwingen. Wir verlassen das Zentrum von Turfan und radeln an die Peripherie. Schnell verschwinden die breiten, asphaltierten Straßen und die mehrstöckigen Kachelbauten. Stattdessen gibt es holprige Sträßchen, Lehmhäuser, meist einstöckig, selten zweistöckig, hie und da eine kleine Moschee. Turfan ist wie Kaschgar eine geteilte Stadt. Im modernen, neuen Stadtteil leben die Chinesen, in den alten Quartieren die Uiguren.

Berge von Rosinen türmen sich an den Straßenrändern. Frauen und Mädchen sitzen am Boden und zerlesen die getrockneten Früchte, sortieren sie nach Farben. Mit Drahtsieben werfen sie die Beeren in die Luft, um sie von Sand und Staub zu befreien. Turfan ist bekannt für seine Trauben. Rund 25 Millionen Kilogramm werden pro Jahr geerntet. Das Obergeschoss zweistöckiger Lehmbauten dient als Trockenraum. Zwischen den Lehmziegeln klaffen große Lücken, durch die warme Wüstenluft zieht. Nach rund dreißig Tagen sind die Beeren trocken.

Was für ein wunderbares Gefährt ein Fahrrad doch ist! Langsam genug, um die ländliche Stimmung aufzunehmen, um dieses und jenes zu entdecken, Kleinigkeiten nur, das rostige Eisenbett unter dem Vordach, die mechanische Nähmaschine auf einem

Rechts und folgende Doppelseite: Karakorum-Highway und Karaköl

Übernächste Doppelseite: Seidenstrasse zwischen Tradition und Moderne: Rosinen verlesen in Turfan; Stadtzentrum von Tianshui







阿克苏地区

تەڭرىتېغى رايونىدا تەبىئىيەت ئورنىسى
+
بۇ رايوندىكى
بۇ رايوندىكى
地方病防治专科











Tisch, die grün-rot verzierte Eingangstüre der Moschee. Das Rad rollen lassen, im Leerlauf, hier durch den löchrigen Zaun in einen Innenhof schauen, da einen scheuen Blick durch ein Fenster werfen. Schnell genug jedoch, um weiterzukönnen, ohne die Privatsphäre zu verletzen, ohne sich Neugierde vorwerfen lassen zu müssen. Zwei, drei kräftige Tritte in die Pedale genügen, und man ist weiter, weg, kann so tun, als hätte man die ärmlichen Verhältnisse, die so offen daliegen, nicht wahrgenommen. Das Fahrrad schafft Nähe, wo wir sie suchen, sorgt für Distanz, wo uns Diskretion angebracht scheint.

Wir folgen dem Fahrrad. Mal will es nach links, eine prächtige Baumallee entlang, mal nach rechts, auf ein Maisfeld. Mal muss es retour, weil es in eine Sackgasse fuhr. Schließlich führt es uns zum Nullpunkt. Eine zwei Meter hohe Mauer beschützt ihn. Das Tor ist offen und wir fahren auf den Vorplatz. Am Ende des Platzes steht ein kleines Gebäude mit Glastüren. Dort drin ist er. Für zwanzig Yuan, dem Dienst habenden Beamten auszuhändigen, werden wir vorgelassen. Wir sind am Nullpunkt Chinas. Ein Stein, null Komma null Meter über Meer. Von hier aus, vom Rande der Oase Turfan aus, wird China vermessen. Die Senke von Turfan liegt im Durchschnitt noch tiefer. Bis 154 Meter unter dem Meer reicht der tiefste Punkt, der Aydingkol-See.

Zurück im Hotel bemerken wir, dass auf der Fahrt ein Drahtschloss verloren ging. Große Ratlosigkeit beim Pförtner. Wir wollen ihm zwanzig Yuan geben für den Verlust. Doch das geht nicht. Er muss das ausgeliehene Material vollständig zurückgeben. Realersatz ist gefragt. Bereits an der nächsten Seitenstraße werden wir fündig. In einer Hausecke liegen Werkzeug und Velozubehör am Boden. Ein Chinese ist über ein Rad gebeugt, fixiert

Links oben: tibetisches Kloster Labrang
unten: Mönche versammeln sich zum Philosophieunterricht

Vorhergehende Doppelseite: Eisenbahnen in China: Bettwäsche wechseln und Verpflegung einkaufen am Bahnsteig

Schrauben. Eine Fahrradwerkstatt unter freiem Himmel! Rasch ist ein Schloss erstanden, dem Pförtner übergeben und die Welt ist für ihn wieder in Ordnung. Für uns auch. Das neue Schloss hat nur acht Yuan gekostet.

Ach ja, die *Renmin Lu!* Wir können sie nicht finden. Aber die *Laocheng Lu* dürfte ihr nahe kommen. Eine chinesische Normstraße. Zwei breite Fahrspuren, eine Velospur, eine noch junge Baumreihe, dann der Gehsteig. China Post, China Tele. . . , alles wie gehabt in Kaschgar und Kuqa.

Neu für uns hingegen ist die Besichtigung einer Teppichmanufaktur. Unscheinbar steht sie neben der Bank eingangs der *Laocheng Lu*. Über ein dunkles Treppenhaus führt uns eine ältere Frau, vermutlich die Geschäftsführerin, in den oberen Stock. Junge Mädchen sitzen hinter großen Holzrahmen und knüpfen Seidenfäden in die aufgespannten Baumwollketten. Wunderbare Teppiche entstehen, Teppiche mit feinsten Mustern, mit changierenden Farben, je nach Blickwinkel, von pastellgrün bis tannengrün, von altrosa bis burgunderrot.

Alle lächeln, die Mädchen hinter den Webstühlen, die Geschäftsführerin, die uns die verschiedenen Arbeitsschritte erklärt. Alles Fassade. Genug habe ich über Kinderarbeit in China gelesen um zu wissen, dass uns hier ein Schauspiel geboten wird. Irgendwo, außerhalb des Zentrums, wird die richtige Produktionsstätte stehen, in der die Kinder ihre Arbeit unter erbärmlichen Bedingungen verrichten.

»Mehrere Monate dauert die Herstellung solcher Teppiche«, erklärt die Geschäftsführerin.

»Die jungen Frauen werden prozentual am Erlös beteiligt, bezahlt werden sie, sobald der Teppich verkauft ist.«

Nach fünf Minuten Besichtigung folgt die Kundenbearbeitung im Verkaufslokal. Wir haben die Botschaft verstanden: *Kaufen Sie sofort, damit das Mädchen seinen Lohn erhält. Akzeptieren Sie den Preis, jegliches Handeln geht zu Lasten des Mädchens.*

»Möchten Sie den Teppich? Er kostet nur 8000 Yuan.«

»Das geht leider nicht, wir haben noch dreißig Tage Zugfahrt vor uns.«

»Kein Problem, wir schicken den Teppich per Post. Sie können mit Kreditkarte bezahlen.«

Wunderbar, der Geschäftssinn der Chinesen! Da könnte ich noch manches lernen.

Einen 1600-fränkigen Teppich per Post von Turfan nach Schaffhausen schicken zu lassen, scheint uns dennoch etwas riskant. Wir bleiben standhaft und kaufen nichts. Nach zwanzig Minuten hat die Geschäftsführerin Einsehen und lässt uns ziehen.

Nicht mehr China Telecom, sondern die Garküchen dominieren am Abend das Straßenbild. Sie kommen ohne große Infrastruktur aus. Wo am Tag die Sonne auf den leeren Platz an der *Wenhua Lu*, der Straße der Kultur, brannte, stehen nach dem Einnachten Bänke, Tische, Gaskocher, Kohlengrille, Töpfe und Essschalen. Die Köchinnen und Köche machen der *Wenhua Lu* alle Ehre, denn sie präsentieren Esskultur. Sie bereiten ein buntes Gemisch uigurischer und chinesischer Speisen: Lammspießchen, Fladenbrote, *Lagman* und *Jiaozi*, Teigtaschen mit Gemüse- oder Fleischfüllungen. Flinke Hände kneten die Füllung, rollen sie zu einer Kugel und lassen sie in Teigvierecken verschwinden. Andere wenden Spieße, je zwei mit einer Hand, schnell muss es gehen, damit sie nicht anbrennen. Der Duft gebratenen Fleisches und frischer Kräuter vermischt sich mit dem lauten Stimmengewirr, chinesischer Singsang trifft auf sonores Uigurisch.

Am Stand einer Chinesin bestellen wir *Jiaozi* und *Lagman*. Platz finden wir auf einer schmalen Bank neben vier älteren Uiguren. Nicht lange dauert es, bis sie Reisschnaps in unsere Schalen füllen und die größten Stücke ihres Lamms in unsere Teller legen. Sanft rückt ein Uigure die Stäbchen in meiner Hand in die richtige Lage. Doch meine Finger gehorchen nicht. Schnell

sind Gabel und Löffel organisiert. Mit einigen Brocken Uigurisch und auf Chinesisch unterhalten wir uns.

»Ah«, lachend zeigen sie auf das Handgelenk von Christina, »Ruishi shoubiao – Schweizer Uhren.«

Wie schön. Wir werden nicht mehr über die Banken definiert.

Erstaunlich, wie sich auf diesem Platz chinesische und uigurische Kultur zu einem bunten Bild vereinen. Von Rivalität und Konfrontation zwischen diesen Völkern ist nichts zu spüren.

»Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht ... « Sanft strömen die Trompetentöne aus dem Lautsprecher und schweben über dem Bahnhof von Daheyuan. Kaum ein Bahnhof, kaum ein Zug, in dem nicht westliche Musik zu hören wäre, meist klassische oder Volkslieder in Instrumentalversionen.

Weniger sanft geht es im Bahnhof selbst zu und her. Schuld daran ist das Passagierabfertigungssystem. Zuerst muss man in einen Wartesaal – ähnlich einem Gate auf dem Flughafen. Öffnet sich der Ausgang, stürzen sich alle Wartenden gleichzeitig auf das Nadelöhr, drängen, schieben, quetschen. Die ordnenden Rufe des Personals gehen im Lärm unter. Sind die Reisenden durch den Engpass hindurch, verteilen sie sich auf dem Perron, als ob nichts gewesen wäre. Der Grund für die Drängelei bleibt unklar: Es dauert nochmals zwanzig Minuten bis zur Abfahrt des Zugs und alle haben reservierte Plätze.

Zumindest beinahe alle. In unserem Abteil gibt es Diskussionen. Zwei Armeeangehörige und ein weiterer Mann streiten sich um zwei Plätze. Der jüngere, rangtiefere Soldat muss weichen und mit einem Liegeplatz in der harten Klasse vorlieb nehmen.

»Nimen bu chi fan ma? – Esst ihr nichts?«, fragen unsere Vis-à-vis besorgt, als sie die Früchte und Kekse bemerken, die wir dabei haben. Sie hingegen packen aus: Fladenbrote, Mettwürste, Sonnenblumenkerne, gekochte Eier. Dazu Plastikbeutelchen, aus denen sie allerlei Eingelegtes drücken – Pilze, Sprossen oder

Pfefferschoten. Zu trinken gibt's Tee, der in eigens mitgebrachten Gläsern aufgegossen wird, und *Maotaijiu*, Schnaps aus der Flasche.

Der ganze Zug isst, immerfort wird gegessen. Kaum beenden die Letzten das Mittagessen, beginnen die Ersten mit dem Abendessen. Besonders beliebt sind die Nudelsuppen, ein Fertigericht in einem fünf Deziliter großen Wegwerf-Plastikgefäß. Aludeckel wegreißen, aufgießen mit dem heißen Wasser aus der Thermoskanne, umrühren, fünf Minuten ziehen lassen – und schon beginnt die Schlürferi.

Mir hingegen bietet die Zugfahrt Gelegenheit zum Nachdenken. Was ist das Besondere an China, an seiner Kultur, frage ich mich, zwei Wochen nach der Überquerung des Torugartpasses. Eine Antwort finde ich nicht, zu widersprüchlich sind meine Eindrücke.

Es gibt sie gar nicht mehr, die chinesische Kultur, meint Tiziano Terzani:

»Die Kultur Chinas liegt ... schon seit gut hundert Jahren im Sterben, und das wenige, was vom alten China noch übrig war, hat Mao zerstört im Versuch, ein neues China zu gründen.«

In seinem Buch *Fliegen ohne Flügel* beschreibt Terzani, wie sich Asien wandelt, wie Asiens Mysterien verloren gehen – verdrängt vom westlichen Materialismus, verdrängt aber auch durch die Dominanz der Chinesen selbst.

»China hatte aufgehört, chinesische Lösungen für seine Probleme zu suchen, und wurde allmählich zu einem Land wie alle anderen: beherrscht vom Wettlauf zur Modernisierung und Verwestlichung, ohne weitere Ideologie als die des Geldes und der Rasse.«

Drang zur Moderne, Dominanz der Rasse, beides ist offensichtlich. Trotzdem: Ich kann die Chinesen nicht fassen. Ich bin zwar mitten unter ihnen, aber die Kontakte bleiben oberflächlich. Neugierde ja, aber nicht mehr. Auf konkrete Fragen gibt es Standardinformationen und ausweichende Antworten.

China ist über Jahrhunderte seinen eigenen Weg gegangen. Kontakte von außen hat es immer wieder ausgeschlagen, Europäer und Japaner, die Handelsbeziehungen aufnehmen wollten, abgewiesen. Möglich war dies, weil es in dem riesigen Land alles gab, was benötigt wurde:

»Unser Reich besitzt alles im Überfluss. Wir brauchen deshalb keine Güter von auswärts einzuführen«, beschied der chinesische Kaiser dem englischen Gesandten, als dieser im Jahr 1793 einen Handelsvertrag abschließen wollte.

Nicht besser erging es den nomadischen Völkern, die immer wieder ins Zentrum des Reiches vordrangen und die Kaiserstädte Chang'an oder Peking eroberten. Sie scheiterten an der Größe des Landes. Schnell wurden sie von der Masse der Chinesen aufgesogen und sinisiert.

Erst in den letzten zwanzig Jahren hat sich China gegenüber den materiellen Errungenschaften des Westens geöffnet. Im Geist hat es diese Entwicklung allerdings noch nicht nachvollzogen, der Jahrtausende dauernde Alleingang ist tief verankert. China interessiert sich nicht für uns. China braucht uns nicht, genügt sich selbst.

Ganz anders in Zentralasien. Der riesige Wandel der letzten zehn Jahre weckte großes Interesse, die Leute lechzten nach Informationen. Wie ist das im Westen, in Europa? Wie macht ihr das? Wie funktioniert die Politik? Wie teuer ist das?

Im Gegensatz zu China war Zentralasien im Laufe seiner Geschichte immer dem Einfluss anderer Kulturen ausgesetzt, der europäischen, der russischen, der islamischen oder der chinesischen. Entsprechend schnell arrangierten sich die Zentralasiaten mit der neuen Situation nach dem Zerfall der Sowjetunion und orientieren sich an neuen Vorbildern.

Sanft eintauchen in fremde Kulturen, so stellten wir es uns vor. Nicht mit dem Flugzeug irgendwo ins Zentrum Asiens fliegen und sich aussetzen lassen, sondern mit der Eisenbahn, Zug um Zug. Das galt vielleicht für die Strecke von Moskau bis zum

Torugartpass. Der Übergang von Kirgistan zu China hingegen war abrupt, wirkt immer noch nach.

Wer die Seidenstraße entlangreist, wird auch in Dunhuang Halt machen und die Mogao-Grotten besuchen. In über 450 Höhlen finden sich Tausende von Wandmalereien und Buddha-Statuen, die größte von ihnen 33 Meter hoch. Zur Blütezeit der Seidenstraße lebten über 100 000 Menschen in Dunhuang. Die Stadt liegt am Ende der Taklamakan oder, vom Zentrum Chinas her gesehen, am Anfang. Dunhuang bildete für die meisten Karawanen den Startpunkt für die ungewisse Reise in den Westen. Bis hierhin wurde auch die Große Mauer gebaut.

Mit dem Untergang der Seidenstraße im fünfzehnten Jahrhundert ging auch Dunhuang vergessen. Erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts entdeckte ein Mönch die Grotten zufälligerweise wieder. 1981 wurden sie für das Publikum geöffnet und heute hat sich Dunhuang zu neuer Blüte entwickelt, zu einem *Must-Go* des Massentourismus.

Um die Touristen herzukriegen, sind alle Mittel Recht. 120 Kilometer entfernt liegt die Bahnstation von Dunhuang, in der Ortschaft Liuyuan. Anfang 2000 erhielt sie einen neuen Namen. Sie heißt jetzt ebenfalls Dunhuang. So soll es Reisenden einfacher fallen, die Destination zu finden im Fahrplan. Bald wird die Bahnlinie bis nach Dunhuang verlängert, und Dunhuang (Bahnhof) wird wohl seinen ursprünglichen Namen zurückerhalten. So einfach löst man Probleme in China. Man stelle sich vor: Wir nennen Basel fortan Zürich. Die beiden Städte liegen schließlich ebenfalls nur hundert Kilometer auseinander.

Dunhuang bietet nicht nur herausragende Kulturdenkmäler, sondern auch einen tiefen Einblick in die chinesische Gegenwart, und zwar bei der klingenden Sanddüne. Vierzig Kilometer lang und zwanzig Kilometer breit stellt sie eine Art Vorposten zur Taklamakan dar. Allzu großen Schrecken scheint die Wüste nicht mehr zu verbreiten: Die Massen chinesischer Touristen haben

die Düne fest im Griff. Vielerlei Hilfsmittel stehen bereit, damit der Ausflug ein Happening wird. In kleinen Elektrowagen fahren zwei Dutzend Chinesen mit roten Käppchen durch die Dünen. Die Gruppe mit den blauen Käppchen rutscht auf Plastikuntersätzen einen Abhang hinunter. Über uns kreisen Hängegleiter, an uns vorbei ziehen Kamel Nummer 87 bis 103 und auf der Düne nebenan piepst das Handy.

Es ist Zeit, das Wort Individuum neu zu definieren. So wie wir es in China erleben, besteht es aus einer Gruppe von zehn bis dreißig Personen. Bei einer Bevölkerung von über 1,3 Milliarden geht das vermutlich nicht anders. Für die Chinesen scheint das kein Problem zu sein, für uns hingegen schon: »Welche Gruppe?«, werden wir jedes Mal gefragt, wenn wir zu zweit, also fünf Mal kleiner als eine kleine Gruppe, im Hotelrestaurant einen Sitzplatz suchen.

Sind es 1,3 oder 1,4 Milliarden Chinesen? So genau weiß das niemand. Im November 2000 möchte es die Regierung herausfinden. Peking hat eine Volkszählung anberaunt. Sie gilt schon jetzt als gescheitert. Das Problem bilden die Wanderarbeiter: Bauern vom Land, die sich illegal in den Städten aufhalten, um dort zu arbeiten. Ihre Zahl wird auf 150 Millionen geschätzt. Sie werden sich kaum freiwillig registrieren lassen in der Angst, in ihr Heimatdorf abgeschoben zu werden, wo sie kein Auskommen finden. Den Beteuerungen der Behörden, man werde Illegale nicht verzeigen, mag keiner glauben.

Illegal sind die Wanderarbeiter, weil die Chinesen per Geburt an ihren Wohnort gebunden sind. Dieses System schuf Mao Zedong kurz nach der Revolution von 1949. Die Absicht: Auf dem Land sollen immer genug Bauern leben, um die Versorgung der Bevölkerung mit Getreide zu sichern. Heute verschärft es die Zweiklassengesellschaft: die Städter mit Aufstiegschancen und die Landbevölkerung, die ohne Perspektive bleibt. Da die Unterschiede zwischen Stadt und Land immer größer werden, gerät der soziale Friede zunehmend in Gefahr. Massendemonstratio-

nen benachteiligter Landarbeiter und unzufriedener Bauern sind an der Tagesordnung, Regierungs- und Parteigebäude werden belagert und angegriffen, Parteikader verletzt oder umgebracht. Ein internes Dokument der Kommunistischen Partei wird Ende des Jahres über 230 Zwischenfälle erwähnen mit 5500 Verletzten und Toten. Erfasst werden allerdings nur Vorfälle mit mehr als 10 000 teilnehmenden Personen, kleinere Ereignisse würden den Rahmen des Berichts sprengen.

Die rapide Zunahme der chinesischen Bevölkerung ist ein Phänomen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Um 1750 gab es erst rund 200 Millionen Chinesinnen und Chinesen. Hundert Jahre später waren es bereits 430 Millionen. Während der folgenden hundert Jahre war das Wachstum verhältnismäßig bescheiden, 1950 zählte man 500 Millionen. Ab dann ging es mit Wachstumsraten von zwei bis über drei Prozent pro Jahr weiter: 1981 wurde die Milliardengrenze überschritten, 1995 lebten in China gemäß offiziellen Angaben 1,2 Milliarden Menschen. Das nationale Amt für Statistik rechnet mit einem Maximum von 1,5 bis 1,6 Milliarden, das in rund fünfzig Jahren erreicht sein wird. Danach soll die Bevölkerung wieder abnehmen.

Selbst drastische Maßnahmen wie die Ein-Kind-pro-Familie-Politik haben das Bevölkerungswachstum in den letzten zwanzig Jahren lediglich gebremst, nicht aber gestoppt. Auf dem Land funktioniert das System kaum, da dort nach wie vor Großfamilien die Existenz im Alter garantieren. In den Städten klappt es allein deshalb einigermaßen, weil alles unheimlich teuer ist und das Geld nicht für mehr als ein Kind ausreicht.

Die Ein-Kind-Politik hat groteske Auswirkungen. Für das eine Kind tut die Familie alles und opfert sich auf. Das Kind darf alles, es bekommt alles. Später auf unserer Reise wird das jemand so kommentieren:

»Den letzten Kaiser verloren die Chinesen 1911. Heute gibt es Tausende kleiner Kaiser.«

»Gibt es tatsächlich Mäuse in den Hotels von Kaschgar?«, möchte die Amerikanerin wissen, mit der wir in der Hotelhalle in Dunhuang ins Gespräch kommen. Ihre Bekannte habe so etwas erzählt. Überhaupt, jetzt sei sie mit ihrem Mann bereits zwei Wochen unterwegs und nichts klappe wie versprochen, eine Enttäuschung nach der anderen. In Mexiko, in Australien, mit einer Gruppe schon zwei Mal in China seien sie gewesen. Nie hätten sie Probleme gehabt.

»Aber mit Einzelreisenden machen sie, was sie wollen. Wir haben ein Luxushotel gebucht und jetzt haben sie uns in dieses Drei-Sterne-Hotel gesteckt!«

Wir sind ebenfalls nicht sicher, ob wir in dem Hotel sind, das wir reserviert haben. *Dunhuang Binguang*, *Dunhuang Fandian*, *Dunhuang Liyuan Binguang*: die Namen auf Stadtplänen, in Reiseführern und über dem Hoteleingang ähneln sich alle, um trotzdem nicht übereinzustimmen. Aber uns gefällt es hier. Es ist eines der besten Hotels, in dem wir bis jetzt wohnten. Nicht zu vergleichen mit den muffigen Kästen in Bischkek, Kaschgar und Kuqa.

Bis Dunhuang seien sie geflogen, jetzt werden sie noch eine Strecke mit der Eisenbahn reisen, erzählt die Amerikanerin weiter.

»Wie sind die Züge? Wer trägt einem die Koffer ins Abteil?«

Wir weichen einer Antwort aus. Ob sie weiß, dass es lediglich Viererabteile gibt? Dass im Westen von China meist alte, wenig komfortable Wagen eingesetzt werden?

Was erwarte ich von dieser Reise? Neues, Unbekanntes, Ungewohntes, denn ich bin aus Neugierde hier. Klar habe ich mir ein Bild gemacht über unser Ziel, habe ich gelesen, was auf uns zukommt, was uns zustoßen könnte. Einmal hier, muss man sich treiben lassen, offen sein, die Dinge nehmen, wie sie kommen, sie mit Humor verarbeiten, selbst wenn sie unangenehm sind. Darauf warten, dass etwas genau so geschieht, wie es einem beschrieben wurde, darf man nicht. Sonst ist man unweigerlich

enttäuscht. Wer offen bleibt, wird reich belohnt. Wer mit fixierten Erwartungen reist, wird alles verpassen.

Und etwas Taktik darf ja sein. Unsere Idee scheint sich zu bewähren: die Idee, vom Westen in den Osten zu reisen, und nicht umgekehrt. So liegt das Gebiet mit der dürftigsten Infrastruktur bereits hinter uns. Mit einem Grinsen auf den Stockzähnen besteigen wir den Zug Richtung Lanzhou. Es ist ein moderner Zug mit klimatisierten Wagen, Musik in den Abteilen sowie elektronischen Zeit- und Stationsanzeigen. Die Gänge sind sauber, die Bettlaken frisch und Zeitschriften werden verkauft.

Ich erkundige mich nach dem Speisewagen.

»Leider gibt es keinen in diesem Zug«, bedauert die Schaffnerin.

»Aber ich werde Ihnen gerne etwas zu essen organisieren!«

Zehn Minuten später bringt sie uns zwei Plastikboxen mit Nudelsuppe ins Abteil.

Wir lassen die Provinz Xinjiang hinter uns, passieren den Hexi-Korridor und stoßen in das Kernland Chinas vor. Der Charakter der Landschaft ändert sich. Hügel, Wälder und sattgrüne Felder lösen die karge Wüste ab.

Die Besiedlung wird sich ebenso ändern. Kleine Flecken haben wir bis jetzt gesehen, weit zerstreut über die Taklamakan, Kuqa mit 100 000, Turfan mit 200 000, Kaschgar mit 300 000 Bewohnern. Faktor zehn ist angesagt: Kleinstädte mit einer halben bis einer Million, Großstädte mit zwei bis zehn Millionen Einwohnern.

Ein Hauch von Tibet

Es ist wie zu Hause. Wir stecken im Morgenverkehr fest. Eine halbe Stunde schon sitzen wir im Auto und versuchen aus der Stadt zu kommen. Gefluhe, Gehupe, Gedränge.

»Das ist normal hier in Lanzhou«, meint Sun Xiaoyun, unsere Begleiterin.

Velofahrer kämpfen mit den Autos um jeden Zentimeter und stoßen waghalsig in jede Lücke vor, die sich ihnen öffnet.

»Chinesen lieben das Radfahren!«

Lanzhou, 2,7 Millionen Einwohner, ist unsere erste chinesische Großstadt. Hier stiegen Ella Maillart und Peter Fleming vom Lastwagen auf das Maultier um, weil es keine fahrzeugtauglichen Straßen gab. 65 Jahre später finden wir uns in einem Meer von Autos wieder.

Endlich geht es etwas vorwärts. Am Stadtausgang ist ein kleiner Pass zu überwinden. Lastwagen und landwirtschaftliche Gefährte kriechen die Straße hoch. An den unübersichtlichsten Ecken wird überholt, die Geschwindigkeit ist jedoch so gering, dass kaum Gefahr besteht.

Schwarze Rußwolken qualmen aus den Auspuffen der Fahrzeuge. Die Sicht beträgt keine zweihundert Meter, die meisten Autos fahren mit Licht. Die Nacht scheint hereinzubrechen, obwohl es erst zehn Uhr morgens ist. Die Giftküche von Lanzhou! Die Stadt hält einen betrüblichen Rekord: Sie soll der Ort mit der größten Luftverschmutzung der Welt sein. Neben den Fahrzeugen verpesten Hunderte von Industriebetrieben und die privaten Kohlefeuerungen die Luft. Die zwei Hügelketten, zwischen denen Lanzhou liegt, verhindern die Zufuhr frischer Luft.

China ist das Land mit dem zweitgrößten Ausstoß an Treibhausgasen, absolut gesehen. Pro Kopf gerechnet ist die Emission an Kohlendioxid jedoch bescheiden. Ein Amerikaner verursacht mehr als das Siebenfache eines Chinesen. Trotzdem: Die Folge-

kosten der Umweltschäden sind enorm. Sie werden auf acht Prozent der wirtschaftlichen Produktion des Landes geschätzt. China hat deshalb in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen im Kampf gegen die Umweltverschmutzung. Viele Kraftwerke feuern nicht mehr mit Kohle, sondern mit Gas. Energie wird jedoch nach wie vor wenig effizient genutzt. Eine moderne Fabrik in Japan beispielsweise benötigt drei Mal weniger Energie zur Produktion einer Tonne Stahl als ein chinesischer Betrieb.

»Luftverschmutzung? Ach was, mir macht das nichts aus«, sagt Sun Xiaoyun lachend.

»Ich bin komplett gesund.«

Sie ist auch erst zwanzig Jahre alt. Wie das nach weiteren zwanzig Jahren aussieht, zeigt der Fahrer. Ununterbrochen räuspert er sich, hustet, würgt und spuckt. Die Zahl der Atemwegerkrankungen ist dramatisch gestiegen, Asthma ist zum Alltag geworden in Lanzhou. Ein Kind atmet pro Tag so viele Schadstoffe ein, wie zwei Päckchen Zigaretten enthalten.

Xiaoyun fühlt sich wohl in Lanzhou. Auf der Fahrt durch die Stadt hat sie uns von ihren Plänen für die Zukunft erzählt und gezeigt, wo sie studiert. Ihr Englischstudium mit möglichst guten Noten abzuschließen, ist ihr großes Ziel. Denn dies steigert die Chancen für eine gute Arbeitsstelle, vielleicht sogar im Ausland. Der Job als Reiseleiterin bietet ihr die Möglichkeit, ihr Englisch anzuwenden. An der Universität gebe es zwar ein Mal pro Woche Konversationsunterricht, aber der nütze nicht viel, sagt Xiaoyun.

Ob wir viel mit Computern arbeiteten, möchte Xiaoyun wissen. Für sie gehören Computer und Internet zum täglichen Leben. Sie nutzt vor allem E-Mail-Dienste. Einen eigenen Computer besitzt sie allerdings nicht, für den Privatbesitz sind sie noch unerschwinglich. Benutzt werden diejenigen an der Universität.

Über zwanzig Millionen Chinesen sollen bereits Zugang zum Internet haben. Was sie dort einsehen können, ist – theoretisch – strenger Zensur unterworfen. Erst vor wenigen Tagen hat das

Kabinett die Vorschriften verschärft. Nachrichten müssen vor der Veröffentlichung die Zensur passieren. Wer in einem öffentlichen Lokal surfen will, muss Name und Adresse hinterlegen. Kontrollbrigaden, *Big Mamas*, löschen unliebsame Inhalte auf Webseiten und in Diskussionsforen. Die Regierung verfolgt noch eine weitere Strategie: möglichst viele eigene Angebote im Netz zu präsentieren, damit die Lust auf fremde Informationen gar nicht erst aufkommt. Wer das Internet kennt, weiß, dass dies alles hoffnungslos ist: Es findet sich immer ein Weg zur gesuchten Information.

Wir stehen auf einer Anhöhe. Ein kühler Wind lässt uns frösteln. Doch wir sind fasziniert: Uns gegenüber liegen Tempel, Schulen und Bibliotheken. Grüne und goldfarbene Dächer, kunstvoll nach oben geschwungen und reich verziert. Eine goldene Pagode fängt unseren Blick.

Fünf Stunden waren wir gestern unterwegs, ließen den Abgasnebel von Lanzhou hinter uns, fuhren durch das Hinterland und dann in die Berge, bis in den 2900 Meter hoch gelegenen Ort Xiahe. Außerhalb der Ortschaft verbrachten wir eine kalte Nacht in einem zeltartigen Hotel: normal gebaute Zimmer mit Betten und Bad, die jedoch mit einer Zeltplane überdacht und kaum beheizt waren.

Jetzt liegt es vor uns, das Kloster Labrang, das drittgrößte lamaistische Kloster außerhalb des Tibets. Allein 140 Tempel sollen hier stehen. Sechs Fakultäten beherbergt Labrang, gelernt wird von tibetischer Medizin über Astronomie bis Philosophie. Gebaut wurde das Kloster zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts und einst wohnten bis zu viertausend Mönche hier. 1980 lebten nur noch zehn Klosterbrüder in Labrang; seither ist ihre Zahl wieder auf weit über tausend gestiegen – nicht zuletzt deshalb, weil die Ausbildung im Kloster besser ist als in den Dörfern.

Wir steigen hinab und überqueren den Fluss. Das Brückengelände ist mit Schnüren bespannt, an denen unzählige Gebets-

fahnen hängen. Sie flattern in der kalten Herbstluft. Auf den weißen und grauen Stoffstücken stehen Gebete und Wünsche geschrieben. Der Wind wird sie in den Himmel tragen.

Jenseits der Brücke stehen die ersten Gebäude des Klosters. In einem überdeckten Außengang sind Gebetsmühlen angebracht, sechseckige Metallzylinder, einen Meter hoch, auf einer senkrechten Achse gelagert, bunt bemalt mit Figuren und tibetischen Schriftzeichen. Unterwegs auf dem Pilgerpfad, der um das Kloster führt, eilen Gläubige, Pilger und Mönche vorbei, berühren die Mühlen und setzen sie in Schwung. Leise klappern und gieren die Mühlen, kommen zum Stillstand, um aufs Neue beschleunigt zu werden.

Ein Lufthauch zieht durch die Gassen und trägt uns einen tiefen, auf- und abschwellenden Ton zu. Wir folgen ihm und gelangen auf einen Platz. Der sonore Ton durchdringt uns, lässt uns schauern. Von allen Seiten hasten Mönche herbei. Sie tragen tiefrote, knöchellange dünne Gewänder und gelbe Mützen. Durch eine Tür am Ende des Platzes verschwinden sie in einen Hof. Die Muschelhörner rufen zum Philosophieunterricht.

Die Mönche besammeln sich auf der Treppe, die zum Unterrichtssaal führt. Dicht gedrängt sitzen sie nebeneinander, von fern betrachtet verschwimmen sie zu roten Flecken mit gelben Tupfen. Oben auf der Treppe geht der Lehrer zwischen Säulen auf und ab. Auf dem Dach, zwischen goldenen Säulen, sind die Muschelhörner zu erkennen. Sie klagen weiterhin. Im Hof vor der Treppe haben sich Pilger eingefunden. Sie knien auf dem Steinboden, ein alter Mann, eine Mutter mit ihrem Kind auf dem Rücken, in Tücher gewickelt.

Ein unsichtbares Zeichen. Die Muschelhörner verstummen. Die Schüler stehen auf, gehen die Treppe hoch. Sie legen ihre Schuhe ab, klemmen die Mütze unter den Arm und verschwinden im Innern des Gebäudes. Dunkle Stiefel bleiben in Haufen vor der Türe liegen.

Von oben dringt wenig Licht in die Halle. Wunderbare ge-

stickte Tücher hängen von der Decke bis auf Schulterhöhe herab. Schriftrollen stehen auf Tablaren entlang der Wände, spärlich beleuchtet durch Öllampen. Auf der Rückseite des Raums führen einige Stufen in den Tempel.

Die Schüler sitzen in der Mitte des Saals in Reihen auf Kissen am Boden. Sie sind barfuß und frieren in ihrer dünnen Robe. Später erst werden sie Buttertee erhalten, um sich zu wärmen.

Die Stimme des Lehrers dringt durch den Saal, tief und tragend. Es bleibt den Schülern vorbehalten, sie zu verstehen, die Worte lautlos zu wiederholen. Tief berührt verlassen wir den Saal durch einen Seitenausgang.

So viel zur faszinierenden Seite unseres Besuchs in Labrang. Doch ganz so friedlich geht es hier nicht zu und her. Verschiedene Reisegruppen haben sich zu einer Besichtigung des Klosters versammelt. Diskussionen gibt es bereits vor der Bibliothek. Sie ist geschlossen und der Pförtner weigert sich, uns hereinzulassen. Erst die heftigen Interventionen zweier Gruppenleiter bringen ihn dazu, die Pforten zu öffnen.

Handgreiflich geht es vor der Philosophiestunde zu. Fotografiert werden darf nur von Ferne, wird uns bedeutet. Ein europäischer Tourist nähert sich trotzdem mit seiner Kamera den versammelten Mönchen. Er will den Lehrer fotografieren. Dieser bemerkt es und erteilt ihm eine Lektion in Alltagsphilosophie, Kapitel Respekt vor fremden Kulturen. Er stürzt sich auf den Mann, schlägt ihm die Kamera ins Gesicht, zerrt ihn zu Boden und schleift ihn einige Meter über die Steinplatten.

Christina und mir bleibt das schale Gefühl, in eine Welt eingedrungen zu sein, in die wir nicht gehören. Andere hatten dieses Gefühl nicht. Sie überrannten die tibetische Kultur lange vor uns, mit roher Gewalt. Der Tibet, dieses Hochland im Norden des Himalayas, seit 1913 faktisch autonomer Priesterstaat, jedoch von Peking nicht anerkannt, wurde 1950 und 1951 in zwei Phasen durch die Volksbefreiungsarmee besetzt und zur chinesischen

Provinz Xizang erklärt. Labrang gehörte ebenfalls zum Tibet, doch nach der Besetzung wurde es der Provinz Gansu zugeschlagen. Seit fünfzig Jahren leisten die Tibeter Widerstand gegen die Annexion, weitgehend gewaltlos, gleichzeitig erfolglos. Die Sinisierung schreitet voran. Der neueste Coup: Als letzte Provinz Chinas soll der Tibet eine Eisenbahn erhalten. Sie wird als technisches Meisterwerk gepriesen, gilt es doch, einen fünftausend Meter hohen Pass zu überwinden und Hunderte von Kilometern durch ewig gefrorenen Boden zu bauen. Mit dieser Euphorie überspielt man die Konsequenzen: Peking rückt in die Nähe Tibets, die Unabhängigkeit in die Ferne. Die Zeit arbeitet für die Chinesen, die Geschichte ist bereits umgeschrieben:

»Der Dalai-Lama? Nein, Sie meinen den Pantschen-Lama«, korrigiert uns der Führer.

»Der Pantschen-Lama ist das religiöse Oberhaupt der Tibeter.«

Sollte dem so sein, bleibt immer noch die Frage, welches der richtige Pantschen-Lama ist. Denn 1989 starb die zehnte Reinkarnation des Pantschen-Lama fünfzigjährig. Jahre der Ungewissheit folgten. Wann wird er wiedergeboren? Wird es gelingen, seine Reinkarnation zu finden? Das offizielle tibetische Suchkomitee unter Leitung des im Exil lebenden Dalai-Lama nahm die Nachforschungen auf. Doch auch die Chinesen machten sich auf den Weg. Da sie den Dalai-Lama nicht anerkennen, würden sie auch seine Wahl eines Pantschen-Lamas nicht akzeptieren.

Am 14. Mai 1995 war es so weit: Der Dalai-Lama gab bekannt, dass er den sechsjährigen Gedhun Choekyi Nyima nach allen Regeln des tibetischen Buddhismus als die wahre Reinkarnation des verstorbenen Pantschen-Lama identifiziert habe. Der Zufall wollte es, dass die Chinesen kurze Zeit darauf ebenfalls fündig wurden. Sie bezeichneten den Knaben Gyaincain Norbu als die gesuchte Reinkarnation. Die Geschichte endete, wie sie enden musste: Peking verhaftete Gedhun und dieser wurde seither nicht mehr gesehen. Zurück blieb ein chinesischer Pantschen-Lama, von dem die Tibeter nichts wissen wollen.

Es geht zurück nach Lanzhou. Wir haben einen Hauch von Tibet geatmet. Er hinterlässt uns fasziniert. Und zugleich ratlos, in Widersprüche verstrickt.

Kurz vor Lanzhou überqueren wir den Huang He, den Gelben Fluss. Träge wälzen sich die Wassermassen durch das Flussbett. Sie sind tatsächlich gelb, eingefärbt von den Sand- und Lehnteilchen, die sie mit sich führen. Von Lanzhou aus beschreibt der Huang He, der zweitgrößte Strom Chinas, einen riesigen Bogen Richtung Norden, bis zur inneren Mongolei, um nachher in den Süden auf die Höhe von Xi'an und Zhengzhou zurückzukehren. Nach über 5600 Kilometern fließt der Huang He 300 Kilometer südöstlich von Peking ins Gelbe Meer. Auf seiner Reise versorgt der Fluss mehr als fünfzig Städte mit Wasser.

Vielleicht war es hier am Oberlauf, vielleicht aber auch weiter unten, wo sich der Flussgott einmal im Jahr ein Mädchen aus dem Dorf zur Frau holte.

»Der Flussgott will jedes Jahr ein Mädchen freien, das man unter dem Volke aussuchen muss, sonst kommen Wind und Regen nicht zur rechten Zeit, es gibt Überschwemmungen und Missernten«, verkündeten Hexen und Zauberer im Lande.

Zur Zeit der sieben Reiche aber trat ein Mann namens Si-Men Bao das Amt als Statthalter am Gelben Fluss an. Wie er nun vernahm, dass die Zeit für die Hochzeit gekommen und eine Braut für den Flussgott gefunden sei, begab er sich zum Fluss. Hexen, Zauberer, die Dorfältesten und das einfache Volk waren bereits da. In Hochzeitskleidung geschmückt, saß die Flussbraut auf einem Ruhebett. Als man im Begriff war, das Mädchen dem Fluss zu übergeben, sprach Si-Men Bao:

»Nicht so eilig! Ich bin erschienen, um der Braut das Geleit zu geben, da muss es feierlich zugehen. Erst muss jemand ins Schloss des Flussgottes und ihn benachrichtigen, damit er selber kommt, um die Braut zu holen.«

Er blickte auf eine Hexe:

»Du kannst gehen!«

Als sie zögerte, ließ er sie in den Fluss werfen. Eine Stunde verging.

»Dieses Weib versteht nichts von der Sache, sonst wäre sie längst wieder zurück!«

Si-Men Bao sah einen Zauberer an:

»Geh du und mach es besser!«

Als auch dieser nach einer halben Stunde nicht zurückkehrte, wurde der Statthalter unruhig:

»Die beiden machen ihre Sache schlecht und lassen die Braut warten.«

Er schickte sich an, den nächsten Zauberer loszuschicken. Doch die Zauberer und Hexen knieten vor Si-Men Bao nieder und baten ihn um Gnade. Sie schworen, nie mehr eine Gattin für den Flussgott suchen zu wollen. Der Statthalter schickte das Mädchen zurück zu seiner Familie und seither muss der Flussgott ohne Frau auskommen.

Bis in die Neuzeit bestimmten Flussgötter das Leben am Gelben Fluss. Um die verheerenden Überschwemmungen abzuwenden, wurden den Flussgöttern in den vielen Tempeln entlang dem Huang He regelmäßig Opfer dargebracht. Selbst das Erbringen von Menschenopfern war verbreitet. Wer sich während seines irdischen Lebens als Bekämpfer der Fluten hervortat und seinen Einsatz mit dem Tod bezahlte, dessen Seele verwandelte sich in einen Feldherrn oder König des Flusses. Und sein Körper trat als Schlange, Eidechse oder Frosch in Erscheinung.

Wenig mehr als hundert Jahre soll es her sein, dass der Gelbe Fluss einmal mehr ein Loch in einen Damm riss. Der Flussaufseher wurde degradiert und dazu verurteilt, das Wehrwerk wieder auszubessern. Doch die Öffnung schloss und schloss sich nicht. Immer, wenn die Arbeiter des Aufsehers die letzte Öffnung zugemacht hatten, sank der Damm in sich zusammen und das Wasser überflutete die Felder aufs Neue. Eines Nachts entfernte sich der Flussaufseher unbemerkt aus seinem Haus und stürzte sich in die Fluten. Am Tag darauf gelang es den Flussarbeitern,

das Loch zu schließen. Als die selbstlose Tat des Aufsehers bekannt wurde, ernannte man ihn zu einem Feldherrn des Huang He.

Und heute? Zu den großen Überschwemmungen ist ein neues Problem gekommen: die Wasserknappheit. An vielen Tagen im Jahr fließt kein Wasser mehr ins Gelbe Meer. 1997 lag der Unterlauf des Huang He während sieben Monaten trocken. Der Grund? Im Oberlauf wird zu viel Wasser zur Bewässerung der Landwirtschaft abgezogen. 17 Milliarden Kubikmeter sind es mittlerweile, rund ein Drittel des durchschnittlichen Abflusses des Huang He in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts. In den neunziger Jahren erreichten deshalb pro Jahr nur noch 25 Milliarden Kubikmeter Wasser die Mündung.

Am einfachsten wäre es, mit Sparmaßnahmen die Wasserentnahme zu reduzieren: die Erdkanäle zu befestigen, damit das Wasser auf seinem Weg zu den Feldern nicht versickert, und Pflanzen zu säen, die der Trockenheit widerstehen. Dazu dem Wasser einen Preis zu geben, damit es nicht mehr gedankenlos vergeudet wird. Doch bekanntlich neigt der Mensch zu spektakulären Techniken. Die Chinesen stehen dabei dem Westen in nichts nach. Erst kürzlich gab Peking grünes Licht für ein Projekt, bei dem aus den Oberläufen des Chang Jiang, des Jangtse, und zwei seiner Zuflüsse Wasser Richtung Norden in den Huang He umgeleitet werden soll. Möglich machen sollen dies bis zu dreihundert Meter hohe Dämme und drei Stollen mit einer Länge von je 120 bis 140 Kilometern. 20 Milliarden Kubikmeter Wasser werden dereinst jährlich umgeleitet. Wasser, das dem Oberlauf des Chang Jiang fehlen wird, satte vierzig Prozent.

Rechtzeitig zum Abendessen sind wir zurück in Lanzhou. Zwölf Restaurants soll das Jincheng-Hotel beherbergen, zumindest laut Prospekt. Einige flatternde Tauben in zerkoteten Käfigen zieren den Eingang des ersten. Das kann's nicht sein. Ab ins Fischrestaurant zwei Stockwerke tiefer. Apathisch bewegen sich die Fische

im trüben Wasser des Aquariums. Am Grund liegen einige reglose Fische, die Schuppen in Auflösung begriffen, der Übergang von Fisch zu Wasser unscharf, trüb verschleiert.

Wahre Delikatessen! Kurz vor der Verwesung, wenige Augenblicke bevor die Maden von ihnen Besitz ergreifen, schmecken Fische am besten; erst in diesem Moment entwickeln sie ihren unverwechselbaren, ihren ureigenen Geschmack. Dies zumindest behauptet der Fischverkäufer, der in Leon de Winters Erzählung *Hoffmanns Hunger* der Hauptfigur, eben Hoffmann, einen Hering schenkt unter der Bedingung, dass er ihn zwei Tage auf der Anrichte stehen lasse und erst esse, wenn er unerträglich stinke. Nicht nur in Romanen zählen verwesende Lebensmittel zu den Delikatessen. Im Norden der Philippinen etwa wird ein Gericht namens *Itag* serviert: Schweinebauch, der getrocknet und so lange in irdenen Töpfen gepökelt wird, bis er Maden bekommt.

Kleinmut überkommt uns, anerzogene Vorsicht besiegt Experimentierfreude und wir lassen uns den kulinarischen Genuss entgehen. In einem kleinen Lokal in der Straße neben dem Hotel bestellen wir eine Maissuppe, all die goldgelben Maiskolben vor Augen, die wir auf der Fahrt von Labrang nach Lanzhou sahen, zum Trocknen zu Büscheln gebunden und an die Haustüren genagelt oder auf den Dächern ausgebreitet und säuberlich nebeneinander in die Vertiefung der Ziegel gelegt. Die Angestellte verlässt das Restaurant, kehrt nach zehn Minuten zurück. Durch die Plastiktüte schimmert eine Büchse *Sweet Corn*. Süßlich, wässrig, ohne Konsistenz ist die Suppe, die wir zehn Minuten später vorgesetzt bekommen. Nicht einmal die Maden hätten sich dahinter gemacht.

Wo der Himmel auf die Erde kommt

Wolkenfetzen ziehen über die dicht bewaldeten Berghänge. Feuchte Nebelschwaden hängen über den Felsen. Es nieselt. Über eine Stunde sind wir durch ausweglose Täler gefahren.

Wir stoppen am Fuß des Maiji-Berges. Unsere Begleiterin jubelt.

»Was für ein Glück! Dieser Nebel! Ich habe ihn erst wenige Male gesehen, in all den Jahren, die ich hier lebe.«

Sie strahlt übers ganze Gesicht. Wir hingegen starren ins Graue, suchen das Lächeln von Maitreya. Irgendwo, jenseits des Nebels, muss er sein.

»Oh, das ist ein gutes Zeichen! Der Himmel kommt heute zu uns herunter!«

Vielleicht haben wir tatsächlich Glück und Maitreya kommt mit dem Nebel auf die Erde. Denn Maitreya, der Gütige, wartet darauf, um als Buddha der Zukunft auf der Erde ein Reich frei von Leiden zu errichten.

Vorerst aber bleibt Maitreya, wo er ist. In die Felswand gemeißelt, fünfzehn Meter groß, je einen Bodhisattva zur Seite. Er bildet den Höhepunkt der Maiji-Shan-Grotten. Dutzende kleiner Höhlen sind in die 140 Meter hohe Felswand des Maiji-Berges geschlagen. Sie beherbergen Hunderte von Buddhas, von kleinen, lediglich wenige Zentimeter großen Figürchen bis zu überlebensgroßen, imposanten Statuen. Die ersten Figuren gehen auf das Ende des vierten Jahrhunderts zurück. Bei einem Erdbeben im Jahr 734 brach ein Teil des Felsens ab, so dass heute viele Buddhas über dem Abgrund schweben, wo sie früher geschützt in Höhlen lagen.

Anders als die üblicherweise stilisierten Gesichter tragen die Figuren des Maiji-Berges menschliche Gesichtsausdrücke voller Gefühle. Die einen sind glücklich, freuen sich, andere trauern oder sind zornig. Zudem erzählen sie von den Schönheitsidealen,

die während der verschiedenen Dynastien vorherrschten. Manche Statuen sind fett und pausbäckig, andere dünn mit ausgemergelten Gesichtern.

Wir steigen zu Maitreya hoch, über schwindelerregende Treppen und Galerien, die in der senkrechten Wand kleben. Nach Dutzenden von Stufen stehen wir vor seinen riesigen Füßen. Wir schauen hoch. Das Lächeln? Es bleibt verborgen. Von unten versperrt das Kinn den Blick, von der Seite eine Felsnase, von oben der Boden der Galerie. Maitreya schenkt uns sein Lächeln nicht, Maitreya kommt nicht auf die Erde herunter, noch nicht.

Lägen nicht die Buddha-Grotten von Maiji Shan hier, führte nicht die Eisenbahnlinie hier durch – niemand käme auf die Idee, in Tianshui, fünf Zugstunden von Lanzhou entfernt, Halt zu machen. Und doch wäre es schade, Tianshui zu verpassen.

Zu berichten gilt es von einer chinesischen Kleinstadt, verschlafen und mondän zugleich. Geschäfts- und Wohnbauten sprießen in den Himmel, die Sonne gleißt in den Glas- und Kachelfassaden. Ganze Straßenzüge sind hinter Bauabschrankungen verschwunden. Der Stadtkern hat die Verwandlung bereits hinter sich. Vielstöckige Geschäftsbauten säumen den frisch begrünten Hauptplatz. Schräg gegenüber der Markt: ein Betonbau mit Innenhof und mit geschwungenen Ziegeldächern, ein Imitat, der klassischen chinesischen Architektur nachempfunden, der Geschichte und den Menschen Tribut gezollt. Denn diese haben die Transformation noch nicht vollzogen. In zerbeulten Anzügen stehen sie vor Schaukästen und lesen Zeitung, ihre nackten Füße stecken in schmutzigen Schuhen. Andere pedalen auf klapprigen Fahrrädern, an deren Lenkstangen ausgebleichte, voll gestopfte Plastiksäcke hängen, durch die Straßen. Wieder andere ziehen Handkarren, auf denen sich Kartonbündel türmen, über den Platz. Die Bewohner von Tianshui wollen einfach nicht zum modernen Stadtbild passen.

Bis jetzt unangetastet blieben auch die Tempel Tianshuis, so der Fuxi-Tempel, wenige hundert Meter von den Hochhauskomplexen entfernt. Außen unscheinbar, entfaltet er im Innern vollkommene Ruhe und Schönheit. Tempelgebäude mit reich verzierten Holzwänden und Ziegeldächern verstecken sich inmitten verwunschener Gärten. Ein sanfter Luftzug trägt den Duft von Räucherstäbchen vorbei und lässt die Schatten der knorrigten Bäume auf dem Boden tanzen. Einige von ihnen sind angeblich weit über tausend Jahre alt. Und doch zu jung, um das Werk Fuxis zu bezeugen. So bleibt er ein Mythos. Als erster Kaiser Chinas soll er 2800 Jahre vor Christus gelebt haben. Er beendete die Wirren am Anfang der Zeit und schuf Jagd, Fischerei und die Schrift. Seiner Schwester Nüwa überließ er die Schöpfung des Menschen.

Auf ein zweites Juwel stoßen wir vierzig Gehminuten außerhalb der Stadt. Auf einem Hügel liegt das Nankuo Si, Kloster und Tempel zugleich. Es offenbart eine grandiose Sicht über die Stadt. Die Pförtnerin ist sichtlich überrascht, Ausländer zu sehen. Ihre Schwester spreche etwas Englisch, meint sie und geht sie holen. Doch diese bringt kaum ein Wort hervor, so verlegen macht sie der Anblick von Ausländern.

Irgendwo die ersten Fremden zu sein – zu vermessen wäre dieser Anspruch an unsere Reise durch das Zentrum Asiens, folgen wir doch den großen Einfallsachsen, den Eisenbahnlinien. Doch Tianshui schenkt uns ein wenig von diesem Gefühl, lässt uns ahnen, wie es gewesen sein muss, als zum ersten Mal fremde Völker aufeinander trafen. Wenige Schritte von den üblichen Pfaden abzuweichen genügt. Sei es heute im Nankuo Si, sei es gestern, als wir die drei Kilometer vom Hotel ins Stadtzentrum zu Fuß gingen statt mit dem Taxi.

Auf der Straße drehten sich die Leute, schauten uns nach. »600, 700, 800, 816 Yuan«, zählte der Mann in der Schlange hinter Christina laut mit, als sie am Bankschalter das Wechselgeld für 100 Dollar ausgezahlt erhielt. Wie aus dem Nichts umringten

uns zehn Personen, als wir in einem kleinen Restaurant zu essen bestellten, verfolgten gespannt, wie wir *Jiaozi* mit Fleischfüllung und solche mit Gemüse auswählten, fünf weitere starrten von der Straße her durchs Fenster.

Im Auto unterwegs, kann man einen Umweg fahren. Im Flugzeug besteht ohnehin nie die Gefahr von unangenehmer Nähe. Eisenbahnlinien dagegen sind unerbittlich. Entrinnen ist unmöglich. Irgendwann sind die schönsten Landschaften vorbei, die ungestümen Flüsse, die gelassenen Berge, die reifen Felder. Irgendwann verblassen sie zu zarten Bildern und der Zug fährt ins Zentrum. Dazwischen muss er durch die Vororte. Besser gesagt, durch die *Banlieues*. Das französische *Banlieue* trifft die chinesische Realität weitaus genauer als das deutsche Vorort. Trägt es doch das Wort *Ban* – Bann – in sich und bedeutete ursprünglich Bannmeile.

Vororte sind der Spiegel einer Gesellschaft. Sie zeigen, wie das Gros der Bevölkerung lebt. Sie erzählen mehr über den gegenwärtigen Zustand eines Landes als Museen, religiöse Stätten und Kulturdenkmäler.

Die *Banlieues* von Lanzhou gewährten uns als Erste diesen Einblick. Sie waren grauenhaft, trostlos. Reihenweise Wohnsilos, lustlos hingestellt. Von der dreckigen Luft schwarz verfärbte Fassaden, abgeplatzte Kacheln, blinde Fenster, vergitterte Balkone. Keine breiten Boulevards, keine grünen Parks, keine glänzenden Konsumtempel. Sie sind den Privilegierten im Zentrum vorbehalten. Dafür Dreck, Abfall, Schrott und trübe, stinkende Gewässer.

Warum stört das niemanden? Warum räumt niemand auf? Leute gäbe es genug. Aufräumen vielleicht ja, aber wohin damit? Die Müllhalden in den Vororten, entlang den Bahnlinien, sind lediglich sichtbares Resultat dessen, was man aus dem Zentrum geschafft hat, um dort den Schein zu wahren.

Kommt die Vorstellung hinzu, wie es im Innern der Wohnhäuser aussehen muss.

»Wenn man in diesem Haus lebt, ist es wirklich nicht einfach, sein Land zu lieben.«

Dies sagt Huyi, ein Übersetzer in Hei Mas Roman *Verloren in Peking*. Das Buch erzählt unverblümt vom Alltagsleben in einem Hochhaus, in dem ein Verlag seine Mitarbeiter unterbringt:

»Als Huyi die schmutzige Küche sah, trat er gar nicht erst ein, sondern blieb in der Tür stehen. Mit einem Platsch warf er eine weitere Melonenschale zu denen, die überall verstreut lagen und allmählich wie kleine Boote im Wasser versanken.«

Ich kenne nur die Fakten: Ganze sechs bis sieben Quadratmeter Wohnfläche stehen einem Chinesen in städtischen Gebieten durchschnittlich zur Verfügung. Vielleicht gibt es einen Wasseranschluss in der Wohnung. Wer Glück hat, teilt die Toilette mit den Mitbewohnern des ganzen Stockwerks. Wer in einem Altbau lebt, benützt den öffentlichen Abort auf der Straße. Sechzig Prozent aller Chinesen macht dies so, gemäß Statistik. China ist ein Entwicklungsland, das kann auch der rasante Erneuerungswahn nicht übertünchen.

Nuancen der Trostlosigkeit folgten auf der Fahrt durch Baoji und Tianshui. Ich gebe mich keinen Illusionen mehr hin, später, in Chengdu und in Guiyang, wird es wieder so sein. Selbst Xi'an, wo der Zug um acht Uhr abends einfährt, bildet keine Ausnahme. Xi'an, während mehr als tausend Jahren Hauptstadt des chinesischen Reiches, berühmt für die Terrakottaarmee aus achttausend tönernen, lebensgroßen Soldaten, bekannt für die große, weiße Wildganspagode, empfängt uns auf dieselbe beschämende Weise. Eine unerträglich lange, nicht abbrechen wollende Reihe uniformer Wohnhäuser steht Spalier, heißt uns willkommen in der alten Kaiserstadt.

Xi'an ist der Endpunkt der Seidenstraße. Oder der Ausgangspunkt, je nach Blickwinkel. Irgendwo, einige Kilometer westlich der Stadtmauer, mitten in einem Vorort, muss der Punkt liegen, markiert durch eine steinerne Karawane. Natürlich reisen wir

nicht wegen dieser Karawane nach Xi'an. Trotzdem ist es gut zu wissen, dass es hier einen Fixpunkt gibt. Ein Eintrag ins Tagebuch ist ihm gewiss, zusammen mit dem Höhepunkt auf dem Torugart und dem Nullpunkt in Turfan. Typisch Mensch, er sehnt sich so nach Orientierungspunkten, seien es auch nur geografische. Nach all dem Neuen der letzten Wochen gibt uns der Startpunkt der Seidenstraße wenigstens die Gewissheit zu wissen, wo wir genau sind.

Die Irritation nimmt ihren Lauf, trotz Fixpunkt. Erstaunt stehen wir am Eingang einer Seitenstraße zur *Xidajie*, der Hauptstraße im Zentrum von Xi'an. Viel haben wir erwartet von Xi'an, aber nicht das. Ein Torbogen mit einem zwiebel förmigen Metallschild überspannt das Sträßchen. Ein silberner Sichelmond zielt die Tafel.

»Willkommen im Muslimviertel von Xi'an!«, wird wohl darauf stehen. Genau wissen wir es nicht, denn es ist in arabischer Schrift geschrieben. Ein bunter Markt öffnet sich hinter dem Tor. Frische Esswaren, Kunsthandwerk und Souvenire gibt es zu bewundern. Wir tauchen ein ins lebendige Treiben, verlieren uns in verwinkelten Gässchen. Nach einiger Zeit stoßen wir auf eine Moschee. Eine weitläufige Anlage mit vier Höfen, kunstvoll gefertigten hölzernen Torbogen, ein pavillonartiges, dreigeschossiges Minarett, Stelen, in Arabisch, Chinesisch und Persisch beschriftet: Die Große Moschee, erbaut in der Mingzeit, vereint chinesische und islamische Einflüsse.

Es ist schon erstaunlich, Muslime mitten in China! Rund 30 000 Hui, eine islamische Minderheit, leben in Xi'an. Wie kamen sie und die anderen Völker aus dem arabischen und zentralasiatischen Raum bis hierhin? Die Wanderbewegungen sind die Folge der größten Ausdehnung Chinas in den Westen. Während der Tang-Dynastie, vom siebten bis neunten Jahrhundert nach Christus, stießen die Chinesen über das heutige Usbekistan hinaus bis an die Grenzen Persiens vor, der zweiten Großmacht jener Zeit. All die kleinen Reiche mit hinderlichen

Grenzen wurden geschluckt. Es kam zu einem großen Austausch von Waren und Kulturen. Türken, Uiguren, Araber und Perser wanderten in China ein und ließen sich unter anderem in Xi'an nieder.

55 nationale Minderheiten leben heute in China, zugewanderte und indigene. Zusammen machen sie bescheidene acht Prozent der Bevölkerung Chinas aus. Dominiert werden sie von der Mehrheit, den Hanchinesen. Der chinesische Staat, faktisch ein Staat der Han, pflegt ein ambivalentes Verhältnis gegenüber seinen Minderheiten.

Da ist das Vorwissen, das ich aus Europa mitbringe. Es sagt: Minderheiten in China werden unterdrückt. Herausragendes Beispiel ist der Tibet.

Dann die Eindrücke vor Ort: China ist ein Vielvölkerstaat, stelle ich verwundert fest. Distanzmäßig haben wir von Westen her gesehen bereits zwei Drittel Chinas durchreist. Überall leben verschiedene Nationalitäten, in offensichtlicher Freiheit. Sprache, Schrift, Kleidung, freie Ausübung ihrer Religion scheinen ihnen zuzustehen.

Dazu passen die offiziellen Verlautbarungen. Sie betonen die kulturelle Vielfalt Chinas und die bevorzugte Behandlung der Minderheiten. Sie werden selbst durch die Verfassung geschützt. Zur Feier des fünfzigsten Geburtstages der Volksrepublik China wurde letztes Jahr ein Sonderdruck mit 56 Briefmarken veröffentlicht. Jede bildet eines der Völker ab, die in China leben. Die chinesischen Banknoten sind neben Chinesisch und der Pinyin-Umschrift in vier weiteren Sprachen beschriftet: in Uigurisch, Tibetisch, Mongolisch und in Zhuang.

Außerdem stelle ich fest: Die persönliche Freiheit, die jedes Individuum, ob einheimisch oder fremd, in China beanspruchen kann, ist ungleich größer als in Zentralasien. Keine ständige Polizeipräsenz, keine penetranten Kontrollen, keine lästigen Straßensperren. Nur einmal während unserer sechs Wochen in

China müssen wir einen Ausweis zeigen, in Usbekistan und Kasachstan kamen wir nicht nach mit Zählen.

Die Kontrolle muss auf eine andere, subtile, für uns Ausländer kaum wahrnehmbare Art geschehen. Existieren muss sie. Wie sonst könnte man eine Milliarde Menschen in Schach halten, auf dieses totalitäre politische System verpflichten? Über die Hierarchie am Arbeitsplatz, über die Familie, über das System der Gebundenheit an den Geburtsort übt der Staat seine Kontrolle aus und schreckt nicht davor zurück, störende Elemente zu entfernen, zum Beispiel indem er sie einsperrt oder zwangspsychiatrisiert.

Eine unheimliche Vorstellung. Doch was ist wirklich wahr? Uns Durchreisenden bleibt der Blick hinter die Kulissen verwehrt. Was sich dort abspielt, erfahren wir später, durch westliche Medien. Zum Beispiel dass heute, am 1. Oktober 2000, dem 51. Nationalfeiertag der Volksrepublik China, die Polizei einmal mehr Jagd macht auf die Anhänger der Falun-Gong-Bewegung. Über hundert Personen, die stumm meditierend auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking sitzen, werden abgeführt und verhaftet. Vor einem Jahr verbot die Regierung die religiös-spirituelle Vereinigung, deren Anhänger auf öffentlichen Plätzen friedlich Qi-Gong-Übungen praktizieren. Hunderttausende von neuen Anhängern hat Falun-Gong in den letzten Jahren gefunden. Keine konkreten Vorfälle, sondern die schiere Größe der Bewegung macht der Regierung Angst, insbesondere seitdem sie feststellen musste, dass es selbst im Staatsapparat viele Anhänger von Falun-Gong gibt.

Es bleibt nur ein Schluss zu ziehen: Was persönliche Entfaltung ist, wird toleriert. Was für die Einheit Chinas und für die Staatsmacht zur Gefahr werden könnte, wird unterdrückt; Sprache und Sitten dürfen die Minderheiten pflegen, solange sie nicht nach politischem Einfluss und Macht greifen. Die gewährte Freiheit ist eine höchst selektive, unvollständige.

Von der Jagd auf die Falun-Gong-Leute erfährt in Xi'an selbstredend niemand etwas. Hier soll in Ruhe der Nationalfeiertag begangen werden. Und wie machen das die Han? Sie lassen bunte Ballone mit Schriftbändern in den Himmel steigen. Sie drängen in Massen durch die Einkaufsstraßen und durch die neu eröffnete Ladenpassage beim Bell-Tower-Platz. Sie bewundern *Hugo-Boss*-Anzüge und *Esprit*-Kleider, riechen an *Chanel*-Parfüms und *Joop*-Rasierwasser. Sie essen *McChicken*, *Soft-Ice* und trinken *Coke*.

Verwundert stehen wir auf dem Platz vor der Ladenpassage und halten zwei papierene Chinafähnchen in den Händen. Wir lassen uns fotografieren zusammen mit den beiden jungen Chinesinnen, die uns die Fähnchen zum Dank dafür überreichten, dass sie mit uns einige Minuten sprechen und ihr Englisch üben konnten.

Unbeirrt gehen sie ihren eigenen, ihren eigentümlichen Weg, die Chinesen, westlichen Konsum und kommunistisches Regime in einer Selbstverständlichkeit vereinigend, die uns aufs Äußerste irritiert.

Wo ist es geblieben, das ursprüngliche, das beschauliche China? Das Land der Ruhe, der Ausgeglichenheit? Sicher nicht in Lanzhou, wo wir im Verkehr ertranken. Auch nicht hier in Xi'an. Am ehesten noch in Tianshui, wo der Himmel auf Erden kam, wo die Tempelchen hartnäckig gegen die Wolkenkratzer aufbegehrten.

China, ein Land beherrscht vom Wettlauf zur Modernisierung und Verwestlichung – hatte Terzani doch Recht mit seiner Einschätzung? Wir bleiben optimistisch, zuversichtlicher als Terzani. Von Xi'an fahren wir nicht direkt nach Shanghai, dem Sinnbild des chinesischen Fortschritts, denn dies käme der Aufgabe unserer Hoffnung gleich. Nein, wir fahren Richtung Südosten in die zentralchinesische Provinz Guizhou, wo es schwer zugängliche Bergdörfer mit traditioneller Lebensweise geben soll. Dort leben die Miao, Dong und Shui – drei weitere

Minderheiten. Die Minoritäten entwickeln sich zum roten Faden unserer Fahrt durch China. 8 Prozent, die für die Vielfalt Chinas stehen, gegenüber einer Übermacht von 92 Prozent, die der Uniformität zustrebt.

Weitere 34 Stunden Zugfahrt stehen uns bevor, um nach Guizhou zu gelangen, zu absolvieren in zwei Teilen, mit Zwischenstopp in Chengdu.

Wir sind jetzt definitiv ins gebirgige Zentrum Chinas eingetaucht, landschaftlich kein Vergleich mehr mit der Strecke entlang der Seidenstraße. Vor Lanzhou zeichnete sich der Wechsel ab, jetzt ist er vollendet. Keine verschwenderische Weite mehr, kein Horizont, der sich in der Ferne auflöst. Es ist eng geworden zwischen den Hügeln, die schmalen Talsohlen sind belegt bis zum Äußersten, kein Quadratmeter, der nicht genutzt würde, kein ebener Flecken, der nicht bestellt würde.

Fünzig Tage sind wir bereits unterwegs. Die Reiterhorden galoppieren nicht mehr, überlassen es den Rädern, monoton zu rattern. Der Alltag, die Gewohnheit nimmt überhand. Das Zufahren ist zur Routine geworden, zur Banalität. Hier vierzehn Stunden, da zwanzig Stunden. Hier das unsägliche Gedränge im Wartesaal, da das Geschiebe vor dem Ausgang. Hier eine Nudelsuppe schlürfen, da eine Schale Reis mit Gemüse verzehren.

Politische Ereignisse sind nicht zu vermelden, keine Massendemonstrationen unzufriedener Landarbeiter, kein Aufstand einer unterdrückten Minderheit, auch keine Unglücke, keine explodierenden Fabriken, keine einstürzenden Häuser. Es kann ja nicht immer etwas geschehen! Und wenn etwas passiert, warum sollte es ausgerechnet da stattfinden, wo wir gerade sind? China ist so groß, da kann dauernd etwas geschehen, aber trotzdem nie in unserer Nähe.

Es sind die kleinen Dinge, die zählen, die sich allmählich zusammenfügen zu einem Gesamteindruck. Die kleinen Dinge in

einem großen Land, die einem auffallen, über die man stolpert. Sie passieren einem heute in Chengdu, wo wir als Nächstes ein treffen, oder erst übermorgen in Guiyang. Vielleicht geschahen sie bereits in Xi'an und wir werden ihre Bedeutung erst später erkennen.

Chengdu, eine Neun-Millionen-Metropole, näher bei der tibetischen Hauptstadt Lhasa liegend als bei Shanghai, macht klar, dass sich das städtische China unwiederbringlich in Richtung westlichen Materialismus entwickelt.

Da wäre die Mobiltelefon-Straße zu erwähnen, die vom Hotel ins Zentrum führt. Ein Geschäft nach dem anderen. Hundert Telefone könnten wir kaufen, aber nichts zu essen. Den Gemüsemarkt werden wir erst am nächsten Tag finden, zurückgedrängt in eine Seitenstraße.

Dafür treffen wir zum ersten Mal das amerikanische Dreigespann: *McDonald's*, *Kentucky Fried Chicken KFC* und *Pizza Hut* liegen an derselben Straßenkreuzung, in bester Zentrumslage.

Wir tun, was alle jungen Chinesen tun, und gehen Pizza essen. Der Andrang auf die Fast-Food-Lokale ist riesig, in Trauben drängen junge Städter zu den Eingängen, gut gekleidete junge Leute, nicht selten mit blondierten Haaren, westlichen Vorbildern nach-eifernd.

An der Türe werden Nummern verteilt. Zwanzig Minuten werden wir uns gedulden müssen, entschuldigt sich die Kellnerin. Nach fünf Minuten erhalten wir bereits einen Tisch. Zuvorkommend lässt man den fremden Gästen den Vortritt. Ausländer bevorzugen in der Schweiz? Davon habe ich noch nie etwas

Rechts: Folklore vorführung im Miao-Dorf Nanhua

Nächste Doppelseite links und rechts oben: Reisterrassen von Longji

links unten: Bewässerung der Reiskulturen

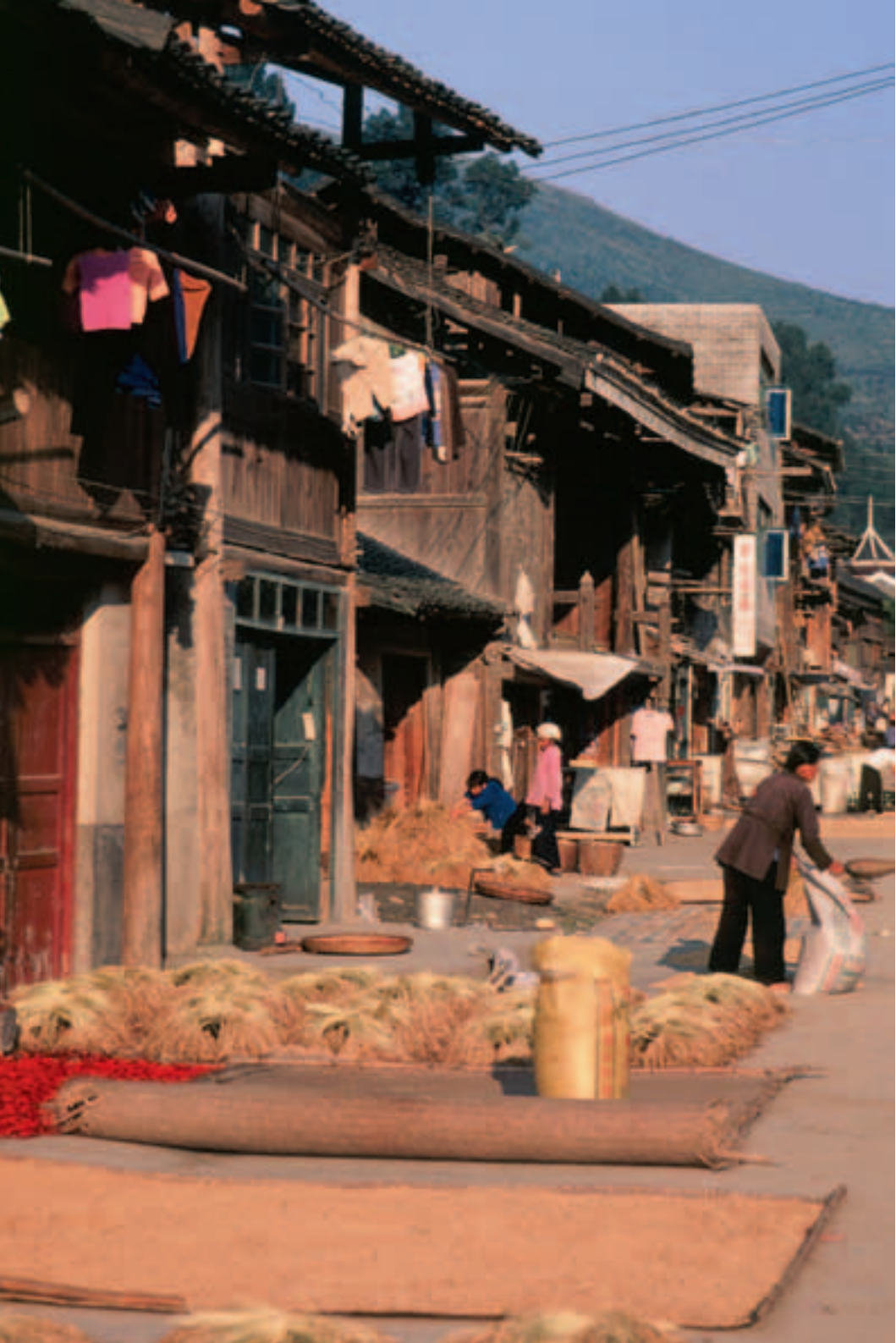
rechts unten: Wind- und Regenbrücke von Chengyang

Übernächste Doppelseite: Dong-Dorf Zhaoxing

















gehört. Man zieht es vor, über sie zu schimpfen und sich über rückläufige Umsätze zu beklagen.

Das Lokal ist perfekt organisiert, es gibt viel Servierpersonal, weit mehr als bei uns. Auf Sauberkeit und Hygiene wird größten Wert gelegt – kein Vergleich zu den Küchen auf den Straßen und in manchen Hotels. Mit Stäbchen kann niemand eine Pizza essen, mit Gabel und Messer können es die Chinesen nicht, mit bloßen Händen schickt es sich nicht. Also werden Handschuhe aus Plastik gereicht. Die Haufen, auf denen sie und die übrigen Abfälle enden werden, haben wir bereits gesehen. Sie liegen auf der Straße, zwischen den Garküchen.

Neun Stunden nach Chengdu ist eine weitere Großstadt zu vermelden: Chongqing. Wir fahren nachts durch und ersparen uns den Anblick. Die Dimensionen hätten uns erdrückt. Unglaubliche dreißig Millionen Menschen sollen im Großraum der Stadt leben. Chongqing, am Mittellauf des Chang Jiang liegend, wird gezielt ausgebaut, um den enormen Siedlungsdruck von der Ostküste Chinas, rund um das Zentrum Shanghai, ins Landesinnere abzuleiten.

Die Städte in China, in Asien generell, wachsen in rasendem Tempo. Heute geht man davon aus, dass im Jahr 2050 siebzig Prozent aller Chinesen in städtischen Agglomerationen leben werden. Dies stellt gewaltige Anforderungen an die Versorgung mit Energie und Trinkwasser und an die Entsorgung der Abfälle und Abwässer.

Will man einer Person pro Tag auch nur hundert Liter Wasser zugestehen – im Westen sind es mit dem Bedarf der Industrie üblicherweise fünfhundert Liter –, benötigt eine Stadt mit einer Million Einwohnern 100 000 Kubikmeter Wasser pro Tag. Dies

Links: Shanghai

Vorhergehende Doppelseite: Auf dem Lifluss von Guilin nach Yangshuo

entspricht rund 2500 Lastwagen zu vierzig Tonnen – wir Schweizer rechnen ja gerne in Anzahl Lastwagen, insbesondere wenn es um große Mengen oder um unliebsame Dinge geht. Nun, in den wenigsten Fällen muss Wasser auf der Straße herangebracht werden, dazu werden Städte direkt an die Gewässer gebaut. Für den Chang Jiang sind die drei Millionen Kubikmeter Wasser, der Tagesbedarf von Chongqing, ein Pappentiegel: Die fließen in rund fünf bis zehn Minuten durch. Der Kern des Problems liegt anderswo. Das Wasser muss aufbereitet, an die dreißig Millionen Menschen verteilt, wieder abgeleitet und gereinigt werden – eine unglaubliche Anforderung an die Infrastruktur.

Nicht, dass das Wasser von Chongqing tatsächlich gereinigt würde. Schätzungsweise über eine Milliarde Kubikmeter Abwasser und giftige Feststoffe gelangen jährlich aus dem Ballungsraum von Chongqing in Chinas Langen Strom.

Dass Chongqing direkt am Chang Jiang liegt, könnte sich der-einst allerdings als Nachteil erweisen. Einige hundert Kilometer unterhalb der Stadt wird zurzeit am Drei-Schluchten-Staudamm gebaut. Dieses gigantische Kraftwerk soll ab dem Jahr 2009 die Energieknappheit Chinas beenden. Sollte der Wasserstand des Stausees die Maximalhöhe von 175 Metern tatsächlich erreichen, wird der Pegelstand des Chang Jiang in Chongqing um mehr als zehn Meter steigen. Die Folge: Teile des Abwassersystems der Stadt werden überflutet und verkommen zu einer stehenden Kloake. Vermutlich eine *Quantité négligeable* in diesem größen-wahnsinnigen Projekt, genauso wie der Verlust einer der bekanntesten touristischen Attraktionen Chinas, der Flussfahrt durch die drei Schluchten des Chang Jiang. Anderes schlägt stärker zu Buche: die zwei Millionen Menschen, die umzusiedeln sind, die 115 Städte und 1300 Fabriken, die aus dem Weg geräumt – sprich gesprengt – werden müssen.

Zu Besuch bei der Minderheit

Am Bahnhof von Guiyang, der Provinzhauptstadt von Guizhou, erwartet uns Zhang Hong. Die Vertreterin des staatlichen Reiseservices für Ausländer wird uns durch die Dörfer der Miao, Dong und Shui führen. In Jeanskluft und auf roten Plateauschuhen stellt sie gleich zu Beginn klar:

»Hierhin kommen nur Ausländer. Für Chinesen ist die Fahrt durch die Berge zu anstrengend und die Hotels sind zu schlecht.«

Ich bin irritiert, dachte ich doch immer, Chinesen seien ein entbehrungsvolles Leben gewohnt.

In Guiyang selbst deutet noch nichts auf die Miao, Dong und Shui hin. Dafür werden wir mit dem Kulturgut einer anderen Minderheit konfrontiert: demjenigen der Bayern. Im Hotel *Holiday Inn Guiyang* wird Oktoberfest gefeiert. Fähnchen zieren Halle, Speisesaal und Aufenthaltsräume, Prospekte liegen in der Lobby und in den Fahrstühlen auf. Darauf abgebildet ein fescher Europäer mit Krawatte, die Haare gescheitelt und zur Seite gekämmt, satt lächelnd, eine Maß Bier in der Hand. Das Angebot im Restaurant ist angepasst: deutsches Buffet mit Weißwürsten und Sauerkraut, mit panierten Schnitzeln und Pommes. An die südlichen Nachbarn hat man ebenfalls gedacht und Sennenrösti und Zürcher Geschnetzeltes auf die Karte gesetzt.

Etwas Heimatromantik für alle, die es nach Guiyang verschlagen hat und die sich nach einem kurzen Spaziergang durch die Stadt fragen, was sie hier sollen. Hochhäuser, Straßenschluchten und Baustellen, wohin man schaut. Das Unvorstellbare dabei: Vor sieben Jahren gab es hier noch kein einziges Haus, das mehr als fünf Stockwerke zählte. Dann wurde Guiyang zur förderungswürdigen Stadt erklärt, erzählt Zhang Hong. Seither schossen die Häuser wie Pilze aus dem Boden. Die Stadt floss in die Landschaft hinaus, überschwemmte die Ebene zwischen den vielen Karsthügeln und füllte sie mit Häusern.

Wahnsinn, dieses Tempo! Doch ist es so negativ, wie manche Asienkenner urteilen, die die Region seit langer Zeit beobachten und den Verlust des Alten so bitter beklagen?

Ich reise mit dem Privileg der Unbefangenheit. Ich war noch nie hier, ich werde vermutlich nie mehr hier durchkommen. Ich sehe nur, wie es in diesem Augenblick gerade ist. Ein Schnappschuss sozusagen. Ich kam unvoreingenommen nach China, nach Guiyang, neugierig, ohne Möglichkeit, mit früher zu vergleichen. Habe keinen Grund zu bedauern, keinen Grund, das Alte über das Neue zu stellen, weil ich das Alte nicht kenne. Dass die Leute hier nicht stehen bleiben wollen – wer wollte ihnen das verargen? Wir im Westen treten ja ebenfalls nicht vor Ort.

Selbstverständlich bleibt dieser Fortschritt nicht ohne Folgen, negative Folgen auf die Menschen, auf ihre Kultur und ihre Umwelt. Aber diese Erfahrung müssen die Menschen selber machen, die Auswirkungen bewältigen müssen sie ebenfalls selber. Mir bleibt es zu beobachten, zu kommentieren, nicht aber, es besser zu wissen. Und verhindern kann ich es ohnehin nicht.

Einmal mehr werden wir der Eisenbahn untreu. Es bleibt uns nichts anderes übrig, führen doch keine Schienen in die abgelegenen Bergdörfer Guizhous. China verfügt über ein Bahnnetz von 70 000 Kilometern Länge. Das tönt zwar nach viel, ist es aber nicht. Selbst das Schienennetz der Deutschen Bahn erreicht eine Länge von annähernd 37 000 Kilometern. Die wichtigsten städtischen Zentren Chinas sind gut miteinander verbunden. Die Abdeckung in den ländlichen Regionen dagegen ist dürftig. Die Züge sind meist ausgebucht, teilweise Tage im Voraus. Nicht verwunderlich in einem Land, wo es erst wenige Fahrzeuge in Privatbesitz gibt.

Der Nachholbedarf ist groß und der Ausbau des Schienennetzes wird forciert. In wenigen Tagen, Mitte Oktober 2000, wird ein neuer Fahrplan in Kraft treten, bei dem die Reisezeiten teilweise markant sinken werden. Schluss gemacht wird auch mit

den wirren Zugbezeichnungen. Im heutigen System am einfachsten zu merken ist der *Kuaiche*. *Kuaiche* heißt Schnellzug und meint Bummelzug. Er hält in jedem Ort und ist der niedrigste in der Hierarchie. Es folgen der *Zhikuaiche*, der direkte Schnellzug, und der *Tekuaiche*, der Sonderschnellzug, auch Expresszug genannt. Darüber hinaus gibt es Schnellgeschwindigkeitszüge, Quasihochgeschwindigkeitszüge und Hochgeschwindigkeitszüge sowie Touristenzüge und internationale Züge. Das alles wird nach dem Fahrplanwechsel auf drei Zugkategorien reduziert, bezeichnet mit einem T für *tekuai*, sehr schnell, einem K für *kuai*, schnell, oder ohne Buchstabe für normale Züge. Für die Reisenden mag dies vorteilhaft sein, der chinesische Wortschatz hingegen wird einige seiner Perlen verlieren.

Im Minibus fahren wir von Guiyang nach Kaili, einer Kreis-hauptstadt. Doch die Bergdörfer lassen weiterhin auf sich warten. Parallel zur Landstraße wird eine Autobahn erstellt. Auf ihr wird die Fahrt nach Kaili statt sechs noch zwei Stunden dauern. Schneisen werden in Wälder geschlagen, Bergflanken abgetragen, riesige Dämme aufgeschüttet, rücksichtslos, ohne jeden Sinn für die Formen und den Charakter der Landschaft. Die Straße, noch weitgehend im Rohbau, soll in zwei Monaten eröffnet werden. Das horrendes Bautempo in Guiyang vor Augen, zweifle ich keinen Moment daran, dass dies so sein wird. In China kann ein Gehsteig auf einer Länge von fünfhundert Metern in zwei Stunden aufgerissen sein, dann werden Leitungen verlegt und am Abend ist der Graben bereits wieder geschlossen. Bei uns hätte die Zeit gerade mal dazu ausgereicht, Markierungen und Absper-rungen anzubringen.

Gegen Abend treffen wir in Kaili ein. Bevor man uns in den Ort einlässt, gilt es den Straßenzoll zu entrichten. Marktwirtschaft pur! Bereits den ganzen Tag über hatten wir bei kleineren Städten Gebühren zu entrichten, jeweils am Eingang und am Ausgang, mal fünf, mal zehn Yuan. Ein hübsches Sümmchen läpperte sich

zusammen, sicher zehn oder fünfzehn Franken. Wie fortschrittlich China doch ist! Es kennt Straßenzölle, ein System aus dem europäischen Mittelalter, das wir überwunden glaubten. Doch auch bei uns wird es wieder Einzug halten, unweigerlich, dannzumal unter dem Namen *Road Pricing*, spätestens dann, wenn eine Mehrheit eingesehen haben wird, dass nicht alle gleichzeitig die automobilen Bewegungsfreiheit genießen können, weil diese unweigerlich im Dauerstau enden wird.

Die Miao, Dong und Shui bewohnen ein unwegsames Berggebiet, leben vom Reisanbau und sind bekannt für ihre Bräuche: Trachten, Musik, Tänze und Schnapstrinken. Ein gutes Ambiente für ausländische Besucherinnen und Besucher. Genauso werden wir am nächsten Tag empfangen im Miao-Dorf Nanhua – alles sorgfältig orchestriert zu einem Folkloreprogramm, fünf Schalen Schnaps zur Begrüßung am Dorfeingang inbegriffen. Das *Kaishui*, das siedende Wasser, nicht zu trinken wäre gegenüber den Gastgebern unhöflich, bedeutet uns Zhang Hong. Höflich sein müssen allerdings nur die ausländischen Gäste; sie selbst verfolgt das Ritual aus sicherer Distanz.

Mit über sieben Millionen Angehörigen zählen die Miao zu einer der größten nationalen Minderheiten Chinas. Die Miao leben hauptsächlich in den Provinzen Guangxi, Guizhou, Hunan und Yunnan. Ursprünglich besiedelten sie die flachen Regionen am Mittellauf des Chang Jiang. Die Chinesen, früher hauptsächlich nördlich des Langen Stroms lebend, breiteten sich immer mehr nach Süden aus – auf der Suche nach kultivierbarem Land und verdrängt durch die nördlichen Steppenvölker. Während um die Zeitwende neunzig Prozent der Chinesen nördlich des Chang Jiang siedelten, waren es zu Beginn der Tang-Zeit, im siebten Jahrhundert, noch sechzig und am Ende des dreizehnten Jahrhunderts gar nur noch vierzig Prozent. Die Chinesen verdrängten die eingesessenen Völker, unter anderem die Miao, in die Bergregionen des Südens. Doch auch in den Bergen hielten die

Konflikte und Kämpfe an, da der Siedlungsdruck aus dem Flachland im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert weiter zunahm. Es gelang den Chinesen lange Zeit nicht, die festungsähnlichen Bergdörfer unter Kontrolle zu bringen. Erst die Kommunisten schafften es, die Berggebiete von Guizhou in die Volksrepublik einzugliedern. Sie entmachteten die Stammesführer und ersetzten sie durch Parteifunktionäre.

Vom Knirps im goldgelben Kostüm bis zum dunkel gewandeten Dorfältesten scheinen sich alle Bewohner auf dem Dorfplatz versammelt zu haben. Mädchen tragen prächtige Trachten mit blauen Oberteilen und mit knöchellangen Röcken, in denen Rot dominiert. Auf ihren Köpfen thront ein kunstvoller zeremonieller Schmuck, um den Hals haben sie Kolliers und Ketten aus reinem Silber gelegt. Knaben sind in schlichte schwarze Jacken und Hosen gekleidet. Sie tanzen, singen und spielen um die Gunst der Mädchen. Die jungen Mädchen werden jene zum Bräutigam wählen, die am schönsten auf der Bambusflöte spielen.

Dass die Miao Bambusflöte spielen, geht allerdings auf eine andere Begebenheit zurück: Einst kam ein tapferer Jäger namens Mousha in ein Miao-Dorf. Mit gezielten Bogenschüssen tötete er zwei große Raubvögel, die dem Dorf Küken und Enten geraubt hatten. Als Pangkao, ein Mädchen mit strahlenden Augen und Wangen wie Pfirsichblüten, Mousha sah, verliebte sie sich sofort in ihn. Doch Mousha, gewohnt, von einem Ort zum anderen zu ziehen, verließ das Dorf bereits am nächsten Tag, ohne der Zuneigung Pangkaos gewahr worden zu sein.

In ihrem Kummer wurde Pangkao von Tag zu Tag schöner. So schön, dass ein weißer Fasanengeist ein Auge auf sie warf. Pangkao fiel in Ohnmacht und der Fasanengeist trug sie in einer gewaltigen Windböe davon. In einem dichten Wald sperrte er sie in eine Höhle und warf einen Zauberspruch über sie, so dass sie in tiefen Schlaf fiel. Immer, wenn Pangkuo im Morgengrauen erwachte und laut schluchzte, kreischte der Fasan und verzauberte sie von neuem.

Bitter unter dem Gekreisch und dem Schluchzen des Mädchens litten die Holzfäller, die in der Nähe lebten. Sie erwogen bereits, ihren angestammten Platz zu verlassen, als Mousha bei ihnen vorbeizog. Sie klagten ihm, dass ein Fluch über den Wald gekommen sei. In der Nacht darauf legte sich Mousha auf die Lauer. Das Kreischen war noch nicht verhallt, als Moushas Pfeil schon die Brust des weißen Fasans traf und dieser tot zu Boden fiel.

Am Tag darauf tauchte ein Mädchen bei den Holzfällern auf: Pangkuo. Rasch war das Rätsel gelöst. Pangkuo war überglücklich, als sie erfuhr, wer sie gerettet hatte. Doch Mousha war bereits wieder weitergezogen.

Zurück im Dorf, beraumte der Vater Pangkuos ein großes Sing- und Tanzfest an. Sicher wird auch Mousha davon hören und kommen, dachte er sich. Der Vater schnitt einige Bambusteile zurecht, band sie zusammen und spielte eine Melodie darauf. Die Jungen des Dorfes taten es ihm gleich. Am Mondneujahr eröffneten sie das Bambusflötenfest. Zehn Tage und Nächte dauerte das Fest schon, als Pangkuo in der Menge den tanzenden Mousha entdeckte. Sie erzählte ihm, welche harte Probe sie hatte bestehen müssen. Mousha konnte nicht anders als sie innig zu lieben und so wurden die beiden glücklich verheiratet.

Nach den Tänzen und Gesängen bleibt Zeit für einen Rundgang durchs Dorf. Die Häuser sind aus Holz, vom Wetter dunkel gerbt, meist drei Stockwerke hoch: Das erste ist in den Hang gebaut, enthält den Aufgang und vielleicht ein WC. Das zweite ist das Wohngeschoss und im dritten werden Reis, Getreide und Gemüse gelagert.

Erstaunliches entdecken wir am Ende des Dorfes: eine Kirche. Nicht nur die Han, sondern auch die christlichen Missionare suchten die Miao in den Berggebieten heim. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geriet China immer stärker unter den Druck der Kolonialmächte. Briten und Franzosen drangen von Süden her

ins Land ein, die Russen von Norden. China übte zeitweise nur noch nominell die Macht aus und wurde gezwungen, die christliche Mission zu gestatten. Rund ein Fünftel der Miao sind katholischen Glaubens. Die Missionare haben die Schrift eingeführt; die bis anhin nur mündlich überlieferte Sprache der Miao wird heute in lateinischen Buchstaben geschrieben.

Als Nächstes steht ein Dorf auf dem Programm, das abseits der Straße liegt und keine Touristenshow bietet, ein Dorf der Shui. Durch einen Bambuswald geht es auf eine Lichtung. Vielleicht dreißig Häuser stehen eng aneinander gedrängt in das abschüssige Gelände gebaut. Unbefestigte, von Gras überwachsene Pfade führen zwischen den Häusern durch. Unter den Vordächern sind Kleider zum Trocknen aufgehängt. Hühner gackern, einige Kinder folgen uns. Erwachsene sind kaum zu sehen, scheinen sich zu verstecken.

Christina und ich kommen uns deplatziert vor. Nicht so Zhang Hong:

»Jetzt besuchen wir eine Familie!«

Unangemeldet betritt sie den erstbesten Hof, dann das Haus. Niemand ist da. Unverrichteter Dinge ziehen wir wieder ab und fahren weiter.

Huoguo, Feuertopf, gibt's zum Mittagessen. *Huoguo* ist die Originalversion unseres *Fondue chinoise*: ein Sud, in dem verschiedene Köstlichkeiten schwimmen, Gemüse, Pilze, Tofu, Hühnerbeine, Fischköpfe. Dazu gibt's Bambus an einer scharfen Sauce und frittierte Bienchen. Leise zerbrechen sie unter dem Druck der Essstäbchen.

Den Hund können wir umgehen, denn Zhang Hong mag ihn nicht. So bleibt er auf dem Tisch am Straßenrand, feil zum Verkauf, gehäutet, den nackten Schwanz krumm in die Höhe gestreckt.

»Die Einheimischen glauben, dass Hundefleisch gut sei gegen Malaria und weitere Krankheiten«, erzählt Zhang Hong.

»Doch Malaria gibt es hier nicht mehr und deshalb braucht man auch nicht Hund zu essen.«

Ob in den Bergen Zentralchinas tatsächlich keine Malariagefahr besteht, ist allerdings zu bezweifeln. Laut Informationen von Tropeninstituten gibt es im Süden Chinas nach wie vor Malaria und selbst in den Provinzen Zentralchinas kann es gelegentlich zu Ausbrüchen kommen.

Stundenlang fahren wir über schmale Schotterstraßen, winden uns steile Passstraßen hoch, lassen Reisterrasse um Reisterrasse unter uns. Was für ein grandioses Patchwork Natur und Mensch geschaffen haben! Kleine und kleinste Parzellen schmiegen sich aneinander, kleben in den Hängen, kleine Flecken, mal grün leuchtend, wo der Reis noch im Wachstum steht, mal silbern in der Sonne gleißend, wo nach der Ernte nur noch das Wasser übrig blieb.

Monotone, schlagende Geräusche begleiten die Fahrt: Bündelweise peitschen die Reiskauern und -bäuerinnen die geschnittenen Rispen auf die Innenwand viereckiger Holzbehälter, so lange, bis alles Korn abgefallen ist. In den Dörfern wird der Reis dann auf Straßen und Plätzen zum Trocknen ausgelegt, so dass es mitunter kein Durchkommen mehr gibt. Nicht überall ist die Erntetechnik dieselbe. Mancherorts kommen einfache, pedalbetriebene Dreschmaschinen zum Einsatz, anderenorts werden die Rispen auf riesigen Holzgerüsten zum Trocknen aufgehängt.

Immer weiter geht die Fahrt, immer tiefer dringen wir in die Täler ein. Es wird Abend. Vor einem hölzernen Tor halten wir und steigen aus. Wir folgen einem schmalen Pfad, gehen einen Hügel hoch. Rund zwanzig, in einfache, dunkle Trachten gekleidete Personen empfangen uns am Dorfeingang. *Kaishui* wird gereicht. Anschließend führen sie uns ins Erdgeschoss eines Holzbaus. Zwei große Töpfe stehen auf einem Gaskocher. Schon wieder *Huoguo!* Plötzlich packen uns vier kräftige Männer, reißen uns die Kleider vom Körper, werfen uns ins brodelnde Wasser. Wir schwimmen zwischen Fischköpfen, Salatblättern, Sojaspros-

sen und Pilzen. Köpfe neigen sich über den Topf, Augen schauen uns an. Essstäbchen schnappen nach uns, nach dem, was übrig geblieben ist von uns, nach Ohren, Zungen, Nierchen, Leberchen. Was für eine Abwechslung, denken sie, nicht immer Hund.

»Bald treffen wir in Zhaoxing ein!«, schreckt mich Zhang Hong auf.

Entführt, kannibalisiert – alles dumme Fantasie. Statt fliegender Reiterhorden zerfledderte Fleischfetzen. Diese verdammte Holperpiste misshandelt Körper und Geist. Fünf Stunden Autofahrt sind schlimmer als zwanzig Stunden in der Eisenbahn.

Damit kein falscher Eindruck aufkommt: Kannibalismus gab es tatsächlich in China. Aber nicht etwa bei den wild geglaubten Bergvölkern, sondern bei den wild gewordenen Kommunisten während der Kulturrevolution. In der Provinz Guangxi sollen Ende der Sechzigerjahre mehrere hundert so genannte Konterrevolutionäre umgebracht, gekocht und gegessen worden sein. Ihre Leichen wurden an Fleischerhaken gehängt und öffentlich ausgestellt. Wer sie aß, bewies seine Loyalität zum Regime.

»Heute Abend gibt es nur Holzhäuser, die Unterkunft ist schrecklich«, warnt uns Zhang Hong.

Mir wird klar: Für sie bedeutet diese Reise einen Ausflug in die Rückständigkeit; der Widerwille gegen eine für sie als Hanchinesin unverständliche Tradition ist fast körperlich spürbar.

Dabei gibt's doch nichts Schöneres als Holzhäuser! Nach all den hässlichen Beton- und Kachelbauten, die ich in den letzten Wochen gesehen habe, ist dieses Dorf eine reine Wohltat für meine Augen, für meine Seele. Fast wie im Wallis, wären da nicht überall die Reisterrassen. Und die imposanten Trommeltürme, Wahrzeichen jeden Dorfes. Allein fünf dieser markanten Holzbauten stehen im Dorfkern von Zhaoxing. Ihre spitzen, in Kaskaden abfallenden Dächer überragen die Wohnhäuser, und die weiß gemalten, mit Tierfiguren verzierten Dacheinfassungen sind weit herum sichtbar.

Auf leisen Sohlen schleicht sich der Fortschritt selbst in die abgelegensten Bergdörfer. In Zhaoxing ist er bereits bis in die Gemeinschaftsdusche unseres Gastgebers vorgedrungen. Mit *ni hao*, guten Tag, begrüßt mich eine elektronische Stimme, als ich die Dusche betrete, *zai jian*, bis bald, krächzt sie, sobald ich das Licht wieder lösche.

Am Abend versammeln sich junge Frauen und Männer aus der Nachbarschaft im Aufenthaltsraum unserer Unterkunft. Sie singen und üben Tänze. Der Gastgeber begleitet auf einer *Erhu*, einem zweiseitigen Streich- und Zupfinstrument. Immer wieder wird unterbrochen, manchmal bereits nach wenigen Takten, und heftig diskutiert. Man ist sich nicht einig über die Tanzschritte.

Um zehn Uhr ist alles vorbei. Die Besucher verlassen den Raum, und der Fernseher wird eingeschaltet. Nachrichten, danach Werbespots für Trimmergeräte und Schlankheitsmittel. Sie scheinen ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Während wir am nächsten Morgen zum Frühstück eine Nudelsuppe genießen, schluckt Zhang Hong im Stehen ein Vitaminpräparat.

Wir verlassen Guizhou und fahren nach Guangxi. Provinzwechsel bedeutet unverhoffterweise auch Reiseleiterwechsel. Hou Qiang löst Zhang Hong ab. Sie wird nach Guiyang zurückkehren, Hou Qiang wird uns zwei Tage lang durch das Gebiet der Dong-Nationalität führen. Zweieinhalb Millionen Dong leben in China, zur Hauptsache hier im Grenzgebiet zwischen Guizhou und Guangxi.

Hou Qiang betreibt ein eigenes, vom Staat unabhängiges Reisebüro und besitzt ein Hotel in Sanjiang. Umgänglich und gesprächig ist er, bemüht um das Wohl seiner Gäste.

»Drei Dinge gibt es, die meine Gäste schätzen«, erklärt er seine Philosophie, »sie wollen ein sauberes Zimmer, sie wollen ohne ständige Begleitung die Dörfer besichtigen, sie wollen langsam fahren.«

Auf den Rücksitzen seines Autos machen wir es uns bequem.

Das Kunststoffleder verströmt diesen leicht schimmlichen Geruch, der so typisch ist für China, der uns in vielen Hotels begegnet ist: der Duft von Bettwäsche, die feucht aufbewahrt wurde, der Geruch von Zimmern, die nie gelüftet werden.

Langsam rollen wir aus dem Städtchen, halten vor einem Laden, weil Hou Qiang etwas besorgen muss, stoppen bei einer Garage, weil es etwas zu besprechen gibt. Ein Freund steigt zu und nimmt auf dem Beifahrersitz Platz. Zwischen seinen Knien schauen zwei Hühnerbeine hervor. Ein frisch geschlachtetes Huhn, das er kopfüber in einen Plastiksack gestopft hat.

Wir fahren *Tourist-Speed*. Haben Zeit, die Landschaft auf uns wirken zu lassen, die Reisfelder, die Holzhäuser, die Wasserräder. Und die überdachten Brücken, für die das Gebiet bekannt ist. 108 solcher Brücken haben die Dong erstellt, erzählt Hou Qiang. Die größte haben wir kurze Zeit später vor uns: die Wind- und Regenbrücke von Chengyang, 1916 erbaut und 76 m lang. Sie besteht aus fünf Pavillons, die auf mächtigen, gemauerten Pfeilern ruhen. Überdachte Korridore aus Holz verbinden die Pavillons.

Die Dong haben die Brücken immer unterhalb eines Dorfes gebaut. Denn auf ihnen waren die Dorfgötter zu Hause. Sie sorgten dafür, dass der Fluss die guten Dinge nicht aus dem Dorf schwemmte, die Gesundheit, die Nahrung, das Geld.

Heute überlässt man die Sache mit dem Geld nicht mehr den Göttern. Welcher Reisende möchte sich nicht auf dem Dorfplatz von Chengyang fotografieren lassen, auf der wackligen Bank neben dem alten, kauzigen Chinesen mit der Pfeife im Mund? Gesagt, getan. Der Alte klaubt eine Münze aus dem Sack, zeigt auf mich und dann auf sich selbst. Aha, das kostet einen Yuan.

Gleich neben dem Dorfplatz steht der Trommelturm, in dem sich die alten Leute zum Kartenspiel getroffen haben. Bitte eintreten, wird einem mit freundlicher Geste bedeutet. Kaum drin, wird das Gästebuch hervorgeholt, Eintrag selbstverständlich obligatorisch. Zehn Yuan steht neben jedem Namen.

Auf der Rückfahrt nach Sanjiang sinkt der *Tourist-Speed* auf null: Das Auto will nicht mehr. Irgendetwas mit der Elektronik stimme nicht, murmelt Hou Qiang, versucht das Auto wieder in Gang zu bringen:

»Only a little problem, but it's a nice car.«

Zu sorgen brauchen wir uns nicht. Wir befinden uns zwar irgendwo im chinesischen Bergland, wo noch Ochsen den Pflug über die Äcker ziehen und Frauen die Kleider im Bach waschen, nicht aber in einer mobiltelefonfreien Zone. Bald werden die Freunde von Hou Qiang hier sein und uns abholen.

Sechzig Tage sind wir unterwegs und bis jetzt gab es keinen einzigen Zwischenfall. Die Züge fahren bis auf eine Ausnahme auf die Minute genau ab und kamen immer am Ziel an – oft sogar zu früh. Dasselbe bei den Autofahrten: keine Reifenpanne, kein Achsbruch, kein Motorschaden, nichts. Über 15 000 Kilometer gefahren, nichts. Bis auf heute Abend.

»It's a nice car.«

Das finde ich auch. Endlich eine Panne!

Die Zeit verstreicht. Mit Hou Qiang plaudern wir über dies und das. Er ist überzeugt, dass die Dörfer und die Kultur der Dong bei europäischen Touristen auf großes Interesse stoßen. Er möchte seine Angebote ausbauen und besser bekannt machen. Wie und wem in der Schweiz er seine Reiseangebote verkaufen könne, interessiert ihn. Christina diktiert ihm einige Internetadressen.

Nach kurzer Dämmerung taucht der Mond die Reisfelder in fahles Licht. Ochsen trotten vorbei. In der Ferne schreit ein Vogel. Dann wird es still. Lautlos und träge fließt die Zeit dahin.

Die Reisfelder verlieren sich in der Tiefe. Der Talboden ist nur zu erahnen. So steil sind die Hänge, dass die Felder unglaublich schmal sind, manche nur zwei oder drei Reisreihen breit. Höhenkurven gleich gleiten sie die Hänge entlang, erinnern an die Reliefs aus Karton oder Sperrholz, die ich in der Schule ausge-

sägt, zusammengeklebt und bemalt habe. Trampelpfade, keinen halben Meter breit, erschließen die Terrassen. Einige folgen den Feldern parallel, andere schneiden sie in spitzem Winkel, um Höhe zu gewinnen oder zu verlieren. Kreuzen ist nur an den Schnittpunkten der Pfade möglich.

Knietief stehen Bäuerinnen im Wasser, schneiden Büschel um Büschel, legen die Pflanzen auf die talseitige Kante des Reisfeldes. Andere stopfen die Pflanzen in Säcke und befestigen immer zwei Säcke an einer Holzstange. Sie schultern die Stange, die sich unter der Last biegt, und schleppen die Ernte ins Dorf.

Dort wird jeder verfügbare Platz genutzt, um den Reis zum Trocknen auszulegen. Vor den Häusern sind Terrassen errichtet worden. Dünne Bretterböden liegen auf drei bis fünf Meter hohen Holzstelzen. Mit Rechen wird das Korn säuberlich bis zur äußersten Kante ausgestrichen.

Zwei Stunden dauerte die Fahrt von Sanjiang zu den berühmten Reisterrassen von Longji. Zuerst eineinhalb Stunden durch ein abgelegenes Tal, dann den Berg hoch, eine schwindelerregende Kurve nach der anderen.

Viele Reisterrassen haben wir gesehen in den letzten Tagen, aber diese hier übertreffen alle. Sie sind schlicht großartig. Was für ein Wille nötig war, sie dem Berg abzurufen! Und wie viel Zeit! Ein Menschenleben, nein, viele Menschenleben lang hat das wohl gedauert. Unvorstellbar, über Generationen dieselben Hänge zu bewirtschaften. Doch die Bildhauer der Berge, wie die Leute hier genannt werden, hatten diese Zeit. Denn sie kannten nichts anderes, lebten abgeschieden von der Außenwelt.

Und so sind die Tage der Reisterrassen von Longji vermutlich gezählt. Die Jungen werden in die Städte abwandern auf der Suche nach Alternativen. Die Alten werden sterben und die Terrassen werden verwildern, verlanden und zerfallen. Die Kräfte der Natur werden überhand nehmen, das Werk der Bildhauer zerstören und dem Berg seine ursprüngliche Form zurückgeben.

Vielleicht aber taucht ein Investor auf, der das touristische Potenzial zu nutzen weiß. Er wird das kleine Restaurant durch eine Selbstbedienungsstraße und ein Lokal mit internationaler Karte ersetzen. Den Reis wird er aus einer der großen Fabriken in der Ebene herschaffen lassen, weil das billiger ist. Neben dem Restaurant wird ein Luxushotel mit Panoramablick über die Terrassen entstehen. Nicht zehn kleine Busse wie heute, sondern sechzig große Cars werden sich täglich den Berg hochquälen. Touristen werden hordenweise durch das Dorf und über die Felder jagen. Die Pfade werden befestigt und mit Metallgeländern gesichert, damit niemand zu Schaden kommt. In die Felder werden künstliche Pflanzen gesetzt, die nur einmal in fünf Jahren auszuwechseln sind. Das Museum neben dem Hotel wird die Geschichte der Reisterrassen von Longji erzählen, eine Multivisionsschau wird vom mühsamen und kargen Leben der Reissbauern berichten und das Publikum schaudern lassen.

Möglich, dass die Sache anders verläuft und jemand kommt, der Maß hält. Er wird den heute bescheidenen Tourismus sanft weiterentwickeln. Er wird sich nicht für die Tagestouristen interessieren, sondern mehrtägige Wanderferien anbieten. Davon wird die lokale Bevölkerung profitieren, weil sie Übernachtungsgelegenheiten und traditionelle Küche anbieten kann. Der chinesische Staat oder ein Mäzen aus der Nahrungsmittelindustrie wird die kulturgeschichtliche Bedeutung der Reisterrassen von Longji erkennen und den Bewohnern ein ausreichendes Einkommen garantieren, damit sie die Reisfelder weiterhin pflegen und bewirtschaften.

Nur eines ist gewiss: So, wie es während Jahrhunderten war, wird es nicht bleiben.

Wir verlassen die Berge. Hou Qiang fährt uns nach Guilin. Das Gelände öffnet sich, die Straßen werden breiter und besser, Holzhäuser machen Backstein- und Betonbauten Platz.

Durch abgelegene Dörfer sind wir in den letzten fünf Tagen

gefahren, auf der Suche nach dem ursprünglichen China. Fanden Terzanis Aussagen bestätigt, um ihnen gleichzeitig zu widersprechen. Nicht zwei, sondern drei Kulturen sind aufeinander getroffen: das ursprüngliche China, das mit bescheidenen Mitteln den Fortschritt sucht, das moderne China, das bereits alles Ursprüngliche abgeschafft hat, dem wir, als Dritte, mit verklärtem Blick nachtrauern. Und dabei vergessen, dass sich dahinter meist viel Armut und wenig Hoffnung verbirgt.

Die Dame an der Rezeption blättert in ihren Unterlagen, lächelt freundlich:

»Welche Gruppe?«

»Gruppe Nummer KHG-000908WTA.«

Wir sind in Guilin, in der Stadt der Duftblütenbäume und der berühmten Karstfelsen. Die Zivilisation der Massen hat uns wieder.

An den Massen kommt niemand vorbei

Guilin, 11. Oktober 2000. Zeit für Neuigkeiten. Seit zwei Monaten sind wir unterwegs und unsere Reise wird nicht mehr lange dauern. Die abgelegenen Regionen liegen hinter uns und das Verlangen nach Nachrichten steigt. Statt Märchen über Bambusflöten sind Fakten gefragt.

Das Fernsehprogramm im Hotel lässt keine Wünsche übrig, in sechzig Minuten weiß ich, was letzte Woche passiert ist:

Scharmützel zwischen indischen und pakistanischen Truppen im Kaschmir forderten über zwanzig Tote. Taiwans Ministerpräsident Tang Fei, ein Anhänger der Wiedervereinigung mit China, ist zurückgetreten. Usbekistan vermint die Grenzen zu Tadschikistan, um das Eindringen islamischer Fundamentalisten zu verhindern. Bei Wahlveranstaltungen in Sri Lanka kosteten mehrere Bombenanschläge über sechzig Menschen das Leben. Milosevic wurde gestürzt.

Milosevic wurde gestürzt! Ich glaube es kaum. Jugoslawien, oder was davon noch übrig war, ist frei, nach Wahlen, die zu Ungunsten Milosevics ausgingen, und nach zehn Tagen meist friedlich verlaufener Demonstrationen.

Aber interessiert das die Chinesen überhaupt? Ich öffne das Fenster und schaue auf die Promenade am Li-Fluss. Es ist acht Uhr morgens. Aus Lautsprechern klingen Walzer. Sicher fünfzig Chinesinnen und Chinesen, die meisten in Trainingsanzügen, tanzen im Dreivierteltakt dazu. Flussabwärts schließt sich eine Gruppe von vielleicht hundert Personen an. Im Zeitlupentempo bewegen sie Arme und Oberkörper, zeichnen sie Figuren in die kühle Morgenluft. Sie machen Tai-Chi-Übungen. Am Flussufer, unterhalb der Promenade, üben sich zwei Männer in Schattenboxen, ein Dritter schreit gegen das Wasser an. Leute schwimmen und waschen sich im Fluss, andere sitzen einfach da und schauen zu.

Hunderte, wenn nicht einige tausend Menschen absolvieren ihr Morgenritual in aller Öffentlichkeit. Friedlich und ruhig.

Genau so begann es mit Falun Gong. Gruppen von Menschen, die auf öffentlichen Plätzen meditierten. Dann wurden es immer mehr. Und genau davor hat Peking Angst. Peking hat Angst vor den Massen.

Die chinesische Regierung interessiert sehr wohl, was in Jugoslawien läuft. Denn sie fürchtet, dass hier dasselbe geschieht, fürchtet, dass sich die Massen plötzlich gegen die Zentralmacht erheben. Gemäß *South China Morning Post* soll Präsident Jiang Zemin seine Kollegen im Ständigen Komitee aufgefordert haben, sich gegen unvorhersehbare Ereignisse zu wappnen. Die Stabilität müsse gewahrt werden, denn »ein einziger Funke« könne »die ganze Ebene in Brand setzen«. Es bestehe die Gefahr, dass das Beispiel von Belgrad in China Schule mache. Für die Hardliner in der Regierung steht überdies fest, dass der Westen den Fall Milosevics unterstützt hat: Ein nicht inszenierter Volksaufstand hätte niemals zum Sturz eines Antiimperialisten führen können, behaupten sie.

Ich setze mich auf ein Geländer, schaue den Menschen zu, schaue, wie sie sich auf ihre Übungen konzentrieren, wie sie sich auf die Bewegungen einlassen, wie sie vom Alltag abrücken. Diese Morgenstunde gehört jedem Einzelnen ganz allein, obwohl sie alle zusammen hier sind. Die Harmonie ist vollkommen, Yin und Yang, die sich wechselseitig bedingenden Gegensätze des Dunklen und des Hellen, die Kräfte des Negativen und des Positiven, halten sich in vollendeter Balance und erzeugen Harmonie. Es ist alles so unwirklich, so fremd. Milosevic – warum sollte der jemanden interessieren hier?

Harmonie und Gelassenheit prägen auch den Landstrich zwischen Guilin und Yangshuo. Karsthügel, wohin das Auge schaut. Dazwischen leuchten grüne Reis- und Getreidefelder. Und mittendurch bahnt sich der Li-Fluss seinen Weg zum Süd-

chinesischen Meer. Die Balance zwischen Erde, Wasser und Himmel ist perfekt.

Verspielt und unbekümmert hüpfen die Hügel einst über das flache Land. Doch plötzlich erfasste sie ein geheimnisvoller Zauber, sie erstarrten zu Stein und blieben stehen, wo sie gerade waren, über die Ebene zerstreut, scheinbar wahllos, da eine ganze Gruppe, dort ein Einzelgänger. Die Karstfelsen waren erschaffen, spitze Kegel, zwanzig oder gar fünfzig Meter hoch, kleine Berge, mit beinahe senkrecht abfallenden Wänden.

So schnell ging es natürlich nicht in Wirklichkeit. Diese brauchte mehr Zeit, rund zweihundert Millionen Jahre. Zuerst war hier Meer, und Muschelkalk lagerte sich in horizontalen Schichten ab. Später wich das Meer zurück, die Erdkruste hob sich, brach auf und stellte die Gesteinsschichten schräg. Wasser, Wind und Schwerkraft modellierten die Landschaft, trugen weiches Gesteinsmaterial weg und ließen die harten Kerne stehen.

Was für ein vergnügliches Bild! Mein Herz hüpf mit den Hügeln. Niemand kann mich stören. Nicht die Flussschiffe, die einander dicht folgen. Nicht die Chinesen, Japaner, Amerikaner, Franzosen und Deutschen, die gleichzeitig mit uns von Guilin den Li-Fluss hinunter nach Yangshuo fahren. Sollen sie sich doch gegenseitig fotografieren und sich mit Schlangenschnaps betrinken, mich lässt das kalt. Ich habe die Hügel in mein Herz geschlossen.

»Lueg da, d'Hallo-Straß!«, ruft eine Schweizerin neben uns.

Das Schiff gleitet an der Uferpromenade von Yangshuo vorbei, wo sich Souvenirstand an Souvenirstand reiht. Wir legen im Hafen an. Weiß getünchte, zwei- bis dreistöckige Häuser säumen die Straße, die ins Zentrum des Ortes führt. Kleiderläden sind darin untergebracht, Internet-Shops, Bed-and-Breakfast-Unterkünfte, Reisebüros, Restaurants mit typisch chinesischen Namen wie *Le Vötre* und *Under the Moon*.

Das sieht ja aus wie auf Kreta!

Zu Fuß gehen wir durchs Zentrum bis ins Hotel. Yangshuo hat auf uns gewartet, heißt uns herzlich willkommen. Vielstimmig tönt es aus den Geschäften:

»Hello, very cheap! Hello, come and buy!«

Nicht zum Mondsichelberg fahren wir tags darauf, auch nicht zum tausendjährigen Banyanbaum. Das tun alle andern. Sondern nach Xingping. Durch das Hinterland, mit dem Fahrrad, ganz allein und selbstständig, keine zehn Gruppen um uns herum, nicht begleitet von einem Reiseleiter, der uns nicht versteht und nicht das zeigt, was wir sehen wollen. Erfolgreich haben wir alle abgewimmelt, die uns in Yangshuo auf der Straße ansprachen und uns eine geführte Fahrradtour verkaufen wollten.

Dachten wir zumindest.

Über den Li-Fluss geht's, durch einen längeren, unbeleuchteten Tunnel, dann durch das Dörfchen Fuli. Bald haben wir die kleinstädtische Umgebung hinter uns, Dörfer und ein ländliches Ambiente vor uns.

Die Karstfelsen begleiten uns. Richtig wahrzunehmen sind sie nur aus der Distanz. Sie wirken nur als Kulisse, in Gruppen nebeneinander und hintereinander stehend. Kommt man näher, geht die Perspektive verloren, zerfällt das Ensemble in seine Einzelteile. Die Felsen lösen sich auf. Nicht wirklich, aber in ihrer Wirkung.

Unvermittelt schließt ein jüngerer Chinese mit seinem Fahrrad zu uns auf.

»Wohin fahrt ihr?«

»Nach Xingping. Und du?«

»In die gleiche Richtung.«

Er rollt neben uns her, erzählt über die Landwirtschaft, erklärt, was alles gesät und wann geerntet wird. Wir stoppen, er zeigt uns verschiedene Reis- und Getreidesorten.

Was will er wohl, frage ich mich. Typisch schweizerisch, immer misstrauisch. Ich beschließe, nicht argwöhnisch zu sein,

davon auszugehen, dass uns der Zufall zu einem Reiseerlebnis verholfen hat, wie es abseits der Touristenströme noch möglich ist, wo Interesse und Neugier noch vor dem Geschäftemachen kommen.

»Ich kann euch ein altes Dorf zeigen. Wollt ihr?«

Warum nicht, das ist sicher interessant. Also spazieren wir durch Qiaotoupa. Der Chinese zeigt uns alte Häuser, Innenhöfe und Inschriften.

Er kauft uns Äpfel.

»Für Freunde kostet das nichts!«

Wir schenken ihm eine Flasche Wasser.

Er studiere Mathematik, im Heimstudium, erzählt er als Nächstes. Zurzeit lerne er für die Prüfung. Aber ihm fehle ein gutes Englisch-Wörterbuch. In Guilin habe er eines gesehen, es koste jedoch 490 Yuan.

»Bereits habe ich 65 Kilogramm Reis verkauft sowie zwei Schweine. Aber das restliche Geld fehlt mir noch.«

Also doch, das Geschäft steht an erster Stelle, denke ich, an Terzani erinnert: »*Qian* war das Wort, mit dem China mich begrüßte, und *Qian*, Geld, war das Wort, das ich ... bei jedem Gespräch heraushörte.«

Er werde uns einen Weg zurück nach Yangshuo zeigen, der abseits der Straße mit dem Tunnel liegt, offeriert der Chinese als Nächstes. Eigentlich wollten wir ja bis nach Xingping, aber dazu reicht die Zeit nicht mehr.

Wo es langgeht, will Christina wissen.

»Nein, ich begleite euch zurück. Alleine findet ihr den Weg nicht.«

Wir fügen uns.

Wie viel wir ihm geben können für seine Dienste, frage ich unseren Begleiter, zurück in Yangshuo.

Die Rechnung ist schnell gemacht. Er zückt einen Zettel, notiert und liest vor:

»Wörterbuch 490 Yuan, minus Reis 60 Yuan, minus Schweine

200 Yuan. Bleiben 230 Yuan, die ihr mir bezahlen könnt. Dann kann ich heute Abend noch nach Guilin fahren, um mir das Wörterbuch zu kaufen.«

Wir geben ihm hundert Yuan. Zwanzig Franken für zweieinhalb Stunden Führung, das kann für hiesige Verhältnisse nicht zu wenig sein. Und morgen kommen sicher die Nächsten, denen er von seinem Heimstudium erzählen kann.

Ein letztes, nein, ein vorletztes Ziel liegt vor uns: Zhangjiajie. Ein Naturpark mit urwüchsigen Wäldern, verwunschenen Bergseen, spektakulären Höhlen und nadelförmigen Karstfelsen, angeblich bizarrer als jene von Guilin. Der erste Nationalpark Chinas und 1992 als Weltnaturerbe aufgenommen im Verzeichnis der Unesco. Westliche Touristen gäbe es dort kaum, wurde uns der Park vor der Abreise empfohlen.

Zhangjiajie scheint wie für uns geschaffen! Einen letzten, tiefen Atemzug holen, bevor wir uns in das Gewühl Shanghais stürzen. Allein der Name tönt verheißungsvoll: Dschangtschiatschie. Da nehmen wir gerne einen kleinen Umweg in Kauf. Zwei Stunden im Bus und fünfzehn Stunden in der Bahn, das schlägt sich kaum nieder in der Reisetatistik.

Im Fünf-Sterne-Bus fahren wir von Guilin nach Liuzhou. Alle zwanzig Minuten fährt einer, im Gegensatz zu nur wenigen Zugverbindungen pro Tag. Der Reiseкар ist topmodern und klimatisiert. Es gibt Mineralwasser und einen Film. Einen richtigen chinesischen Film! Zwei Stunden dauert er, die ganze Fahrt über. Während einer Stunde und fünfzig Minuten wird geprügel, geschossen und gemordet. Eine Geschichte ohne Zusammenhang, das merkt man selbst ohne Chinesisch zu verstehen. Die meisten Passagiere amüsieren sich, die übrigen schlafen oder telefonieren, den Ballereien zum Trotz. Hauptsache, der Chauffeur lässt sich nicht anstecken von den wilden Verfolgungsfahrten im Film.

Hoch geht es auch im Zug von Liuzhou nach Zhangjiajie zu

und her. Im Nebenabteil lassen sich drei Touristen aus Südkorea mit Bier voll laufen.

Für einmal haben wir einen Informationsvorsprung. Die Koreaner wissen es noch nicht:

Gestern, am 13. Oktober 2000, erhielt ihr Staatspräsident, Kim Dae Jung, den Friedensnobelpreis zugesprochen. Geehrt wurde er für seinen Einsatz für Demokratie und Menschenrechte in Südkorea und Ostasien. Seine Wahl zum Präsidenten im Jahr 1997 habe den Übergang Südkoreas zur Demokratie eingeleitet. Mit seiner *Sunshine Policy* habe Kim Dae Jung versucht, fünfzig Jahre Feindschaft zwischen Nord- und Südkorea zu überwinden. Seit 1945 sind die beiden Landeshälften getrennt, von 1950 bis 1953 tobte der Koreakrieg. Heute besteht zwischen den beiden Staaten lediglich ein Waffenstillstandsabkommen.

Bewegung in die festgefahrene Lage kam am vergangenen 14. Juni: Kim Dae Jung reiste in die nordkoreanische Hauptstadt Pjongjang und traf dort Kim Jong Il. Es ist allgemein bekannt, dass Peking den nordkoreanischen Diktator zum Gipfeltreffen gedrängt hat. Für die chinesische Führung ist mit der Wahl Kim Dae Jungs zum südkoreanischen Präsidenten die Chance gekommen, diesen unberechenbaren Konfliktherd zu entschärfen.

Zuerst reagieren die Koreaner ungläubig auf die Neuigkeit, dann brechen sie in Jubel aus. Sie fallen sich in die Arme, öffnen weitere Bierdosen. Einer von ihnen, Redaktor bei einem Radiosender, schenkt mir ein kleines Maskottchen und übergibt mir seine Visitenkarte:

»Besucht mich doch bald in Südkorea! Ich zeige euch das ganze Land!«

Die beiden Mitfahrenden in unserem Abteil lässt das unberührt. Sie rauchen und spielen Karten, seit Stunden. Auch sie hätten Grund zum Jubel. Einen Tag vor Kim Dae Jung erhielt mit Gao Xingjian erstmals ein Chinese den Literaturnobelpreis.

Die Nachricht stieß in China jedoch auf wenig Freude, gelinde gesagt. Die amtliche Nachrichtenagentur hielt die Meldung

gar einen Tag lang zurück. Denn Gao ist kein Freund der Regierung. Während der Kulturrevolution wurde er zur Umerziehung aufs Land geschickt und er musste seine eigenen Werke verbrennen. Bis 1979 durfte Gao seine Bücher im Ausland nicht veröffentlichen und Reisen wurden ihm untersagt. Von seinen Theaterstücken wurde in China seit 1986 keines mehr aufgeführt. 1987 verließ Gao China und gelangte als politischer Flüchtling nach Frankreich.

Nicht nur in China stellt man sich jetzt die Frage: Wurde der im Westen bis jetzt weitgehend unbekannt Autor für sein literarisches Werk oder für seine politischen Aktivitäten geehrt? Für eine Auszeichnung des literarischen Schaffens in China hätte es genug andere bedeutende Autoren gegeben, auch zeitgenössische, ließ das chinesische Außenministerium verlauten.

»Zhangjiajie, wir sind da! Zhangjiajie, wir können deine Abgeschiedenheit und Stille kaum erwarten!«

Doch was finden wir vor?

30 000 Chinesen.

Nein, vermutlich sind es nur 6000. 30 000 seien es eine Woche zuvor gewesen, in der Woche nach dem Nationalfeiertag, in der die Chinesen in die Ferien fahren, erzählt Wang Xiaoping, der uns in Zhangjiajie begleitet. In den Hotellobbys hätten die Touristen campiert, da nicht genug Zimmer frei gewesen seien. In den Restaurants habe man schichtweise gegessen.

Der Prospekt hätte uns stutzig machen müssen:

»Dank dem Ausbau der letzten Jahre kann Zhangjiajie heute täglich 30 000 Touristen aufnehmen.«

Das Szenario Großinvestor, das den Reisterrassen von Longji möglicherweise noch bevorsteht, ist hier bereits Realität. Konnten wir uns bis jetzt irgendwie den Massen entziehen, ist es hier nicht mehr möglich.

Der romantische Bergsee? Künstlich geschaffen, mit einer Mauer gestaut, die Bäume im Wasser ersäuft. Darauf Boote mit

Touristen, die mit Megaphonen um die Wette singen, um die einsame Prinzessin auf das Deck ihrer Barke zu locken. Fehlt nur noch die Legende vom verstoßenen Jüngling, der aus Kummer so lange weinte, bis der See gefüllt war.

Die Höhlen? Wang Xiaoping begeht sie mit uns entgegengesetzt zum normalen Rundgang, weil es am ersten Engpass kein Vorwärtskommen gibt. Geniale Idee! Eine Stunde lang quetschen wir uns an all den Leuten vorbei, die uns entgegenkommen.

Das Hotel? Völlig unflexibel. An den Nachbartischen essen alle Spiegeleier zum Frühstück. Wir möchten auch eins. Nein, für uns gäbe es nur hartgekochte Eier. Spiegeleier hätten wir abends zuvor bestellen müssen.

Privatsphäre? Gibt es hier nicht, weder draußen noch drinnen. Links und rechts wird gespuckt, freizügig wird über das Buffet gehustet. Während des Essens werden Fingernägel geschnitten und Schmalz aus den Ohren gegrübelt. Und um elf Uhr nachts steht unvermittelt das Zimmermädchen im Hotelzimmer und wirft zwei Plastiksäcke aufs Bett:

»Laundry is ready.«

Wang Xiaoping, der Reiseleiter? Nie da, wenn wir ihn brauchen, immer im Weg, wenn wir unsere Ruhe wollen. Nicht fähig, selber einen Entscheid zu fällen. Das Mittagessen inbegriffen? Da müsse er seinen Manager fragen. Das Programm des heutigen mit dem morgigen Tag tauschen? Da müsse er den Fahrer fragen.

Hong Zhang kommt mir in den Sinn. Mit welchen Worten empfing sie uns am Bahnhof von Guiyang? Chinesen reisten nicht in die Berge von Guizhou, weil es zu anstrengend sei für sie. Hier, im Naturschutzgebiet von Zhangjiajie, ist es umgekehrt: Für Ausländer ist es unerträglich!

Nach drei Tagen ist es geschafft, wir verlassen Zhangjiajie. Ein Schnippchen haben wir unseren 6000 Mitreisenden doch noch geschlagen. Zu Fuß stiegen wir in zwei Stunden die siebenhundert Meter auf den Tianzi-Berg hoch. Wir waren beinahe alleine.

Wang Xiaoping bringt uns zum Bahnhof, geht zum Schalter, kehrt mit drei Fahrkarten zurück, zwei für uns, eine für ihn. Es muss ein Irrtum vorliegen. Wir haben ihn nur für drei Tage angestellt. Wozu soll er uns noch begleiten? Für die Zugfahrt nach Huaihua, wo wir übernachten und am nächsten Tag nach Shanghai weiterfahren werden?

Opponieren ist zwecklos. Vermutlich hat es Wangs Manager so bestimmt, in der Angst, wir könnten in Huaihua verloren gehen. Es scheint Wang Xiaoping selbst nicht wohl zu sein dabei, doch sein Pflichtbewusstsein lässt nichts anderes zu als uns zu begleiten. Er hält sich in sicherem Abstand zu uns auf und nimmt im Zug drei Abteile weiter hinten Platz.

In China fährt man nicht in zweiter oder erster Klasse, sondern man wählt *Yingzuo* oder *Ruanzuo*. Das bedeutet hart oder weich sitzen. Im Schlafwagen heißen die Pendants *Yingwo* und *Ruanwo*, hart und weich liegen. *Ruanwo* und *Ruanzuo* ist üblicherweise Funktionären und Touristen vorbehalten. Kinder fahren gratis mit, solange sie noch kleiner sind als einen Meter, und bezahlen den halben Preis bis zu einer Größe von einem Meter vierzig.

Bis jetzt sind wir immer weiche Klasse gereist, getreu der Devise, dass harte Klasse nichts für Leute ist, die an eine minimale physische Distanz gewohnt sind, getreu der Empfehlung, dass Europäer harte Klasse meiden sollten. Doch nach über 220 Stunden im Zug und drei Tagen in Zhangjiajie sind wir bereit für *Yingzuo*. Etwas anderes gibt es angeblich ohnehin nicht auf der Strecke nach Huaihua.

Die Fahrt beginnt wie gewohnt. Alle kriegen ihren Sitzplatz, er ist auf dem Billett vorvermerkt. Die Reisenden packen Teegläser aus, hängen Waschlappen an die Stangen über den Fenstern und beginnen zu essen. Die Gänge füllen sich mit Abfall. Einmal pro Stunde wird gekehrt.

Zwei Haltestellen später wird's enger. Kaum jemand steigt

aus, dafür stürmen frisch zugestiegene Fahrgäste ins Abteil. Schräg gegenüber geht das Fenster auf, ein Mann klettert hinein, ein zweiter folgt. Dann kommen Säcke, Taschen, Tragstangen. Rasch werden sie verstaут. Jetzt wird die Großmutter durchs Fenster geschoben, dann ein Säugling. Es folgen Netze, darin Gänse, zu Dutzenden verpackt. Schnatternd und flatternd protestieren sie. Mit Fußritten werden sie unter die Sitzbänke befördert.

In den Gängen ist kein Durchkommen mehr. Säcke mit Getreide und Reis, Säcke mit urinierenden Gänsen, kantige Koffer und prall gefüllte Taschen versperren alles. Jeder steht oder sitzt, wo er gerade kann. Meist hockt man zu viert auf den Dreierbänken. Kinder kreischen und krabbeln über Koffer und Knie. Platzkarten zählen nichts mehr.

Es wird immer wärmer. Längst trage ich nur noch ein T-Shirt. Meinem Gegenüber, einem älteren Chinesen, kann die Hitze nichts anhaben. Vier Kleiderschichten sind erkennbar: ein Leibchen mit Rollkragen, ein Hemd, ein Wollpullover und eine Jacke. Zwischen Hosen und Schuhen schauen lange, rosarote Unterhosen hervor.

Eine Stunde später entspannt sich die Situation. Der Zug hält an einer größeren Station und die meisten Reisenden verlassen den Wagen.

Nur, woher kommt plötzlich die ältere Frau in unserem Abteil? Muss sie nicht aussteigen? Nein, sie stürzt sich zum Fenster und öffnet es. Mir wird klar, was jetzt auf uns zukommen wird: Säcke, Taschen, Tragstangen, Großmutter, Säugling, Gänse. Es bleibt nur die Flucht an einen anderen Platz. Dort kommentiert ein Mitreisender hämisch:

»Ihr hättet das Fenster nicht aufgeben dürfen!«

Huaihua ist in keinem Reiseführer erwähnt. Warum auch? Huaihua hat nichts zu bieten außer zwei Eisenbahnlinien, die sich kreuzen. Wichtige Zuglinien von Ost nach West und von Nord

nach Süd führen hier durch. Viele Reisende müssen hier den Zug wechseln und in der Stadt eine Nacht einlegen.

Wang Xiaoping scheint zum ersten Mal in Huaihua zu sein. Er folgt uns mit fünf Metern Abstand. Wir zeigen ihm den Weg zum Tiedao-Hotel. Es liegt gleich neben dem Bahnhof.

Das Hotel ist zeitlos eingerichtet: braune Teppiche und Türen, braun getönte Fenster, orangefarbene Kacheln und Duschvorhänge im Bad. Die Flutlichter des Bahnhofs leuchten ins Zimmer. Das Quietschen der Bremsen und die Stimmen aus den Lautsprechern dringen durch das halb offene Fenster.

Rund um den Bahnhofplatz gibt es alles für den eiligen Reisenden. Rasch versorgt man sich in den Geschäften oder auf der Straße mit dem Nötigen. Dabei ist der Erfindungsreichtum der Chinesen grenzenlos, keine Marktlücke bleibt ihnen verborgen. Auf dem Platz vor dem Hotel kocht und verkauft ein älterer Mann Eier. Daneben sind frische gedämpfte Teigklöße erhältlich. Einige Meter weiter halten zwei Frauen Waschbecken mit dampfend heißem Wasser, Seife und Handtücher bereit. Eine Erfrischung für jene, die nur kurz Aufenthalt haben. Zähne putzen ist ebenfalls möglich, für eine schnelle Rasur stehen Schemel, Pinsel und Messer zur Verfügung.

Es regnet in Strömen. Wir überqueren den Platz, bahnen uns den Weg zwischen Pfützen und überlaufenden Straßenschächten, gehen auf Abstand zu Bussen und Autos, um nicht voll gespritzt zu werden. Auf dem Markt decken wir uns mit Proviant ein.

Trotz Dauerregen strahlt Huaihua einen gewissen Charme aus. Den Charme einer Durchgangsstadt, die permanent in Bewegung ist, in der alle immer am Aufbrechen sind.

Huaihua ist leicht zu ertragen. Denn man weiß, hier muss man nur eine Nacht bleiben. In Gedanken ist man bereits wieder im Zug, auf der Weiterfahrt zum eigentlichen Ziel.

Am nächsten Morgen begleitet uns Wang Xiaoping zum Zug. Der Warteraum ist schon beinahe voll. Kaum sind wir drin, wird

er mit einem Gitter verriegelt. Draußen geraten die Leute in Rage, aus Angst, nicht mehr zugelassen zu werden. Sie rütteln an den Gittern, schreien. Nach hitzigen Diskussionen wird das Tor wieder geöffnet und die draußen Gebliebenen stürmen panikartig hinein. Wir weichen an den Rand des Raums, um nicht mitgerissen zu werden.

Der Zug wird ausgerufen und alle drängen zum Ausgang. Wir hindern Wang Xiaoping daran, sich ins Gewühl zu stürzen. Verlieren möchten wir ihn nicht. Denn er hütet unsere Fahrkarten, getreu seinen Auftrag erfüllend. Er wird sie uns erst übergeben, wenn wir im Zugabteil sind.

Ganz im Westen

Die letzte große Zugfahrt steht bevor, aus dem Zentrum Chinas heraus bis nach Shanghai.

Nochmals Gelegenheit, den *Groove* der chinesischen Züge zu fühlen. Kultstatus genießen die Plastikpantoffeln, die unter jeder Liege bereitstehen. Kaum im Zug, werden die Straßenschuhe gegen die Pantoffeln ausgetauscht. Auf den Schlarpen schlurften Generationen von Reisenden durch die Gänge – ob einfach gekleidet, in Uniform oder in dunklem Anzug.

Zum Ritual geworden ist auch das kollektive Begutachten unserer Pässe. Nachdem die Schaffnerin die Personalien notiert hat, machen die Dokumente die Runde durchs Abteil. Wo wir gewesen seien, fragen die Mitreisenden. In Xinjiang. In Xinjiang? Große Augen. Obwohl im eigenen Land, ist Xinjiang für die Shanghaier so weit weg wie für uns die Elfenbeinküste – räumlich wie geistig.

Der Zug braust dahin, dreißig Stunden lang, einen Tag, eine Nacht und noch einen halben Tag. Ich schaue aus dem Fenster, eine Stunde aus dem linken, eine aus dem rechten. Die Zeit zerfällt, zersetzt sich, fällt auseinander.

Ein letztes Mal dieses Gefühl von Zeitlosigkeit und Leere. Wie wunderbar! Nicht immer denken zu müssen, nicht immer präsent sein zu müssen, nicht immer eine Antwort bereit haben zu müssen. Fahren, sich fahren lassen, Kurve um Kurve, Tunnel um Tunnel, hineinfahren ins Nichts, aufgehen in der Leere.

Die Spannung ist weg. Es wird klappen, Shanghai ist greifbar nahe.

Ich wende mich den kleinen Dingen im Leben zu. Beobachte die beiden Mäuse, die in meine Schuhe und in den Papierkorb kriechen. Nichts zu fressen, nach zehn Minuten verschwinden sie wieder. Ich schaue den Kakerlaken zu, die von Ritze zu Ritze

huschen. Drei kann ich dingfest machen und aus dem Abteil befördern.

War es eigentlich gefährlich, durch Zentralasien und China zu reisen?

Zahllos waren die Warnungen vor unserer Abfahrt. Seitenlang die Listen in den Reiseführern mit Hinweisen, was einem alles zustoßen könnte, und mit Verhaltensregeln, wie das alles zu vermeiden sei.

Nun, weder gerieten wir in einen Hinterhalt tadschikischer Rebellen noch versuchten Banditen nachts in unser Schlafwagenabteil einzudringen. Die Warenhäuser, in denen wir uns durch Menschenmassen quetschten, fingen zum Glück kein Feuer und in ein innerchinesisches Flugzeug stiegen wir schon gar nicht, so haarsträubend waren die Gerüchte, die darüber kursierten.

Nein, die größte Gefahr lauerte auf den Straßen, wie überall auf der Welt. Als besondere Spezialität durften wir auf einer Überlandstraße in der Nähe von Guilin an einem Mehrfachüberholmanöver teilnehmen. Vier Autos – genauer: ein Personewagen, zwei Minibusse und ein Car – überholten sich gleichzeitig und belegten die ganze Straßenbreite. Wir fuhren auf dem Logenplatz ganz links außen, auf dem Seitenstreifen der Gegenfahrbahn.

Alle Fahrer gingen wie selbstverständlich davon aus, dass niemand entgegenkommen würde. So war es dann auch, sonst säßen wir jetzt nicht im Zug nach Shanghai.

Brauchte es Mut für diese Reise?

Am Anfang stand eine Idee. Sie faszinierte, weil sie so unrealistisch schien. Doch sie ließ nicht mehr los. Das Vorhaben konkretisierte sich, nahm Konturen an. Doch, es müsste funktionieren. Und: Andere haben das auch geschafft, vielleicht nicht exakt auf dieser Route, aber auf einer ähnlichen.

Immer wieder gab es Momente großer Nervosität, großer Anspannung, in den Tagen vor der Abreise, dann auf der Reise selbst, hauptsächlich in Zentralasien, in den Zügen und an den

Grenzen, nie sicher vor behördlicher Willkür. Ganz anders in China, wo die persönliche Sicherheit kaum in Gefahr schien, wo die Anspannung nach und nach abnahm und der Routine wich.

Am meisten Mut brauchte es am Anfang. Den Mut zu entscheiden: Ja, wir fahren von Schaffhausen nach Shanghai.

Der Zug stoppt in Yunhuqiao. Eine lange Tafel mit goldig eingefärbten Schriftzeichen schmückt das Perrondach. Hier in der Nähe wurde Mao Zedong geboren, der Revolutionär, der Gründer der Volksrepublik China, der Diktator, der Millionen von Menschen auf dem Gewissen hat. Was schrieb doch Terzani über ihn und die Chinesen?

»Merkwürdig, das Schicksal Maos. Er hatte ein neues China ins Leben gerufen, die chinesische Kultur auf eine neue Grundlage stellen und neue Werte schaffen wollen, doch letztlich hatte er nur das wenige zerstört, das von der alten Kultur übrig geblieben war. . . . Als sich dann herausstellte, dass die Revolution fehlgeschlagen war, folgte auf die Tragödie der Epilog: Die Chinesen ließen sich treiben und von der Strömung der Zeit erfassen, um zu werden wie alle anderen. Arme Chinesen!«

Einspruch!

Der Wunsch zu sein wie andere, das Ziel auch zu haben, was andere haben – ist das nicht etwas Urmenschliches? Warum sollte der chinesische Drang zur Modernisierung nur schlecht sein? Oder ist es etwa unberechtigt, dass Zentralasien aufholen will, was es während Jahrzehnten des Kommunismus vermeintlich verpasste?

Stillstand kann doch nicht die Lösung sein, Flucht vor der Realität ebenso wenig.

Nun gut, ich urteile aus einer westlichen, aus einer europäischen Sicht, ich trat diese Reise unter eben dieser Voraussetzung an. Illusionen habe ich mir keine gemacht, habe versucht, die Verhältnisse realistisch einzuschätzen, vor der Abfahrt und während der Reise.

Das Resultat? Ich bin erstaunt, angenehm überrascht.

Überrascht, wie groß die Unterschiede sind zwischen Asien und dem Westen, ja sogar zwischen Zentralasien und China. Erstaunt, wie sich – trotz rasender Globalisierung – die unterschiedliche Geschichte, das jahrhundertlange Gehen eigener Wege in der Gegenwart immer noch so deutlich zeigt.

Beeindruckt bin ich auch von der positiven Stimmung. Der ehemalige Wasserversorgungsingenieur Ramil in Usbekistan, die jungen Studentinnen, Asel in Kirgistan, Xiaoyun in Lanzhou, sie waren voller Zuversicht, voller Pläne für ihre Zukunft. Genauso Valera, der Fahrer in Kasachstan, der sich selbstständig machen will, und Qiang, der mehr Touristen in die Dörfer der Dong holen will.

Sie alle nehmen den Wandel als Chance wahr. Ob sie erfolgreich sein werden, ist noch offen. Ich hoffe es.

Einspruch!

Modernisierung als Grundlage alles Guten? Das ist gar blauäugig. Zu offensichtlich sind die negativen Auswirkungen auf Mensch, Kultur und Umwelt. Natürliche und vom Menschen geschaffene Vielfalt geht verloren, in rasendem Tempo.

Eines Tages werden alle gleich sein, gleich westlich, alle werden dasselbe essen, sich gleich kleiden, dieselbe Musik hören, ob in Schaffhausen, Taschkent, Kaschgar oder Shanghai. Aus viel gepriesener Multikultur wird ein Einheitsbrei ohne Gesicht und Charakter.

Unsere Enkel werden uns in den neu eröffneten Erlebnispark der Kulturen ausführen, der unweit der Autobahnausfahrt liegt, eingepfercht zwischen *Ikea* und *McDonald's*.

»Schau!«, werden sie erstaunt sagen, »schau doch, wie chinesische Bauern einst Reis ernteten, wie usbekische Kunsthandwerker Silber schmiedeten! Und da! So melkten kirgisische Frauen Pferde, so stellten Schweizer Äpler Käse her!«

Sie werden uns fassungslos anschauen, wie wir eine Träne aus dem Gesicht wischen.

Sind Modernisierung und Vielfalt tatsächlich ein unlösbarer Widerspruch?

Es muss doch einen Weg geben! Mughtar Schachanow, der zentralasiatische Schriftsteller, weist die Richtung:

»Wenn ein Volk vergisst zu hüten seine Mütter,
Wird es nie das Glück des Schicksals fühlen.«

Gesucht ist ein Weg, der auf dem Bestehenden aufbaut, auf der Geschichte, auf der Kultur. Eine Entwicklung, die lokale Eigenheiten und regionale Traditionen bewahrt und doch allen Menschen ein würdevolles Leben ohne Armut zulässt. Ein Weg, der die hergebrachte Vielfalt verbindet mit Modernisierung und Globalisierung.

Die milliarden schweren Staudamm-, Straßen- und Tourismusprojekte, für die wir Menschen so anfällig sind, sowohl im Osten wie im Westen, sind sicher nicht die richtige Lösung. Denn sie hinterlassen immer Verlierer, Vertriebene, zerstörte Umwelt. Gefragt sind vielmehr unspektakuläre, kleine Schritte auf dem Weg zu einem großen Ziel. Sie zollen vom Respekt der Reichen gegenüber den Armen, des Westens gegenüber dem Osten, der Stadt gegenüber dem Land, des Neuen gegenüber dem Bestehenden.

Die Kunst besteht darin, die Menschen von diesen kleinen Schritten zu überzeugen. Die wahre Größe der kleinen Schritte, ihre Summe, ihr Wert für die Menschheit wird erst viel später zu erkennen sein.

Das Ziel ist letztlich etwas Einfaches, Intuitives: den Ausgleich zu finden zwischen Entwicklung und Tradition, zwischen Moderne und Vielfalt. Oder, in der Lehre des Daoismus ausgedrückt, in der Lehre, die Laozi bereits sechshundert Jahre vor Christus schuf: Das Ziel besteht darin, das Gleichgewicht der Gegensätze zu finden, Yin und Yang in Einklang zu bringen.

Nach dreißig Stunden, nein, nach siebenzig Tagen, ist es so weit. Wir treffen in Shanghai ein, am östlichen Ende unserer Route,

über 18 000 Kilometer und 250 Zugstunden von Schaffhausen entfernt.

Bereits die Taxifahrt vom Bahnhof zum Hotel macht alles klar. Es ist offensichtlich, unübersehbar. Nie war es so westlich auf der ganzen Reise wie hier, nie waren Europa und Amerika so nahe wie hier. Was alle voraussagten, was andere Städte wie Xi'an oder Chengdu ahnen ließen, trifft zu. Shanghai ist das Sinnbild des modernen, entwickelten, emporstrebenden Chinas. Shanghai ist der Brückenkopf, von dem aus sich der Westen von Osten her ins Landesinnere frisst.

Die Moderne dringt ins Zentrum Asiens vor, unaufhaltsam, gleichzeitig von Westen und von Osten her. Der Kreis wird sich schließen. Irgendwo auf der neuen Seidenstraße, vielleicht in Bischkek, vielleicht in Kaschgar.

Siebzig Tage waren wir unterwegs.

Eine lange Zeit in einer Gesellschaft wie der unsrigen, wo Pünktlichkeit in Minuten gemessen wird, wo im Sport um Hundertstelsekunden gekämpft wird.

Nein, eine lächerlich kurze Zeit, verglichen mit den Jahren, die eine Karawane auf der Seidenstraße unterwegs war, verglichen mit den Jahrzehnten, die die Bauern in den Reisterrassen von Longji verbringen.

In siebzig Tagen sind wir durch zwei Kontinente gefahren. Da blieb nicht viel Zeit für einen Ort. Manchmal nur eine Nacht, meistens zwei, selten drei oder mehr Nächte.

Manchmal war es zu schnell, wäre ich gerne geblieben, hätte ich gerne mehr erfahren. In Chiva zum Beispiel hätte ich ein Minarett nach dem anderen erstiegen, um vielleicht doch noch einen Blick aus dem Harem zu erhaschen. In Aksu Dschabagly hätte ich mich auf die Lauer gelegt, so lange, bis ein Bär aufgetaucht wäre. Oder in Turfan, da hätte ich mich hingesezt und Trauben verlesen. Im Dong-Dorf Zhaoxing schließlich wäre ich einen Tag lang auf den schmalen Wegen durch die Reisfelder gewandert.

Manchmal aber war bereits die eine Nacht zu viel, konnte ich die Weiterfahrt kaum erwarten, nur weiter, endlich weg aus diesem Kaff, fort von Naryn, wo alles so trostlos war, weg aus Kuqa, wo es kaum Luft zum Atmen gab.

Siebzig Tage sind eine kurze Zeit. Da bleibt es oft dem Zufall überlassen, was einem widerfährt, was man erlebt und was man verpasst.

Ein Puzzle liegt vor mir. Siebzig Teile sind da, viele weitere fehlen. Es liegt an mir, die Lücken zu füllen, mit meinen Interpretationen, mit dem Wissen anderer, das Puzzle zu ergänzen zu einem zusammenhängenden Bild. Ein Bild, das den Moment richtig wiedergeben soll, das aber nicht Bestand haben kann, weil sich die Verhältnisse laufend ändern, weil sich Zentralasien und China weiterentwickeln, egal, ob es einem passt oder nicht.

In wenigen Tagen werden wir nach Hause fliegen. Innerhalb von vierzehn Stunden nur wird uns das Flugzeug nach Europa zurückwerfen, werden wir dieselbe Distanz überfliegen, die wir während zweieinhalb Monaten erfahren haben.

Bald werde ich wieder täglich durch die Halle des Hauptbahnhofs in Zürich gehen. Ich werde auf die riesige Abfahrtstafel schauen und mir ausmalen, wohin ich fahren könnte. In den Norden. Brüssel, Hamburg. In den Osten. Wien, Budapest. Oder in den Süden, Lecce zum Beispiel. Und von dort aus weiter, aus Europa hinaus.

Ich werde den Schlusslichtern nachschauen und mich zurücksehnen nach den Nächten im Zugabteil, nach dem rhythmischen Rattern der Räder, nach den Scheinwerfern auf den Bahnsteigen, die ins Abteil leuchteten, nach dem Pfeifen und Quietschen der Bremsen und nach den scheppernden Lautsprecherdurchsagen.

Eingetaucht in die asiatische Kultur sind wir, Zug um Zug, mal sanft, mal ruckartig, siebzig Tage Zeit haben wir uns gelassen.

Haben riesige Strecken zurückgelegt, aber doch nicht alle Distanzen überwunden, vieles nicht verstanden. Noch gibt es die Mysterien Asiens, zum Glück.

Nachwort

Ich sitze im Büro und schaue aus dem Fenster. Auf der anderen Straßenseite, leicht versetzt, steht eine Zeile Wohnhäuser, versteckt hinter Sträuchern.

Seit gestern gibt es dort einen kleinen Verpflegungstand. Er versperrt den Zugang zum Kellerabgang des Wohnhauses. Anwohner müssen sich durch die Büsche zwängen, wenn sie ins Untergeschoss wollen. Musik plärrt laut über die Straße, ein Sonnenschirm schützt den Stand vor dem Regen. Hinter dem Tresen stehen, in Rollkragenpullover und Anzug, Plastikhandschuhe übergezogen – zwei Chinesen.

Am Anfang war ein *Chinese Art Center* im Untergeschoss. Zwei Bilder und ein Plakatständer an der Straße sollten die Kundschaft in den Keller locken. Die kam offensichtlich nicht im gewünschten Maß.

Doch Chinesen sind flexibel. Aus den Künstlern wurden Köche, Pinsel wurden mit Pfannen getauscht, statt für Bilder werben die Plakate jetzt für Frühlingsrollen und süßsaureres Schweinefleisch.

Die Szene erinnert mich an Huaihua, die Stadt, in der sich die Eisenbahnlinien kreuzen. Sie könnte sich aber irgendwo in China, ja offensichtlich irgendwo in der ganzen Welt abspielen. Sie ist so typisch für die Chinesen: Sie sind geschäftstüchtig und füllen jede Marktlücke aus. Nur eines kann ich mir nicht vorstellen: dass die Zürcher Gewerbepolizei den Stand bewilligt hat.

Aber noch steht der Take-Away-Stand da, irritiert mich, belustigt mich. Er bringt meine Gedanken zurück auf unsere Reise durch Zentralasien und China. Mehr als ein Jahr liegt sie zurück.

Was ist passiert seither? Zentralasien geriet über Nacht ins Zentrum des Weltinteresses. Plötzlich wissen alle, wo Usbekistan,

wo Tadschikistan und Kirgistan liegen. Verantwortlich dafür sind die Terroranschläge in New York und Washington. Ihre Urheber fand man schnell in der Terror-Organisation Al-Qaida, welche Gastrecht beim Taliban-Regime in Afghanistan genoss.

Eilfertig haben sich Russland, Usbekistan und China hinter die US-Regierung und den Krieg gegen den Terror gestellt. Sie geben vor, Probleme mit Terroristen zu haben, Russland in Tschetschenien, Usbekistan im Ferganatal, China in Xinjiang.

Was mich betroffen macht: die Unverfrorenheit, mit der diese Staaten ganze Bevölkerungsgruppen – die Tschetschenen, die muslimischen Bewohner des Ferganats, die Uiguren – als Extremisten bezeichnen, nur weil sie Minderheiten aus einem anderen Kulturraum sind.

Der Krieg gegen den Terror ist für Russland, Usbekistan und China willkommener Anlass, ihr Vorgehen gegen die eigenen Minderheiten zu rechtfertigen. Berichte aus Tschetschenien und aus Xinjiang belegen die zunehmende Härte, mit denen die Staaten gegen die zivile Bevölkerung vorgehen. Anders noch als im ersten Tschetschenienkrieg reagiert heute niemand mehr entsetzt, wenn Russland im Kaukasus Gewalt anwendet. Mit den Uiguren oder den Bewohnern des Ferganats hat sich ohnehin noch kaum jemand befasst.

Es gibt keine Anzeichen dafür, dass sich diese totalitären Staaten mit den Ursachen des Terrors auseinander setzen würden. Terrorismus kommt nicht einfach aus einer radikalen, womöglich islamistischen Ecke. Im Gegenteil, er ist eine von vielen Reaktionen auf tiefer greifende Probleme, existenzielle Probleme wie katastrophale Lebensbedingungen – keine Arbeit, zu wenig Wasser und Nahrung –, Chancenungleichheit und fehlende Selbstbestimmung.

»Friede und Ruhe liegen über unserem Land – dank Gott und unserem Präsidenten«, schrieb mir Ramil Irkabaev, unser Begleiter in Usbekistan, einige Monate nach den Anschlägen. Blind vertraut er, und mit ihm die meisten Usbeken, seinem

Präsidenten, nicht fähig, das Regime zu hinterfragen, weil er diese Art von Fragen nicht gewohnt ist.

Ihm anlasten will ich das nicht, zu schwer drückt die Vergangenheit. Freie Gedanken, freies Wort und Demokratie kommen nicht über Nacht. Wir im Westen sollten jedoch fähig sein, Extremisten und Minderheiten auseinander zu halten, und darauf hinwirken, dass Minderheiten auch in totalitären Staaten zu ihren Rechten kommen.

Übrigens: Eine Woche später ist der Take-Away-Stand wieder weg. Mangelnde Kundschaft? Kaum. Wohl doch illegal.

Anhang

Schreibweise von Ortsnamen

Zentralasien: In der Literatur und auf Karten finden sich viele unterschiedliche Schreibweisen für die Ortsnamen. Ich habe eine Schreibweise gewählt, die der originalen Aussprache nahe kommt, wenn man sie nach deutschen Regeln ausspricht (Beispiele: Taschkent, Schimkent, Dschabagly. Weitere häufige Schreibweisen: Tashkent, Toshkent, Toskent; Chimkent, Cimkent, Shymkent, Symkent; Jabagly, Zhabagly).

Nicht chinesische Namen in Westchina: wie Zentralasien (Beispiele: Kaschgar, Turfan, Karaköl).

Chinesische Namen: Hier habe ich die offizielle Pinyin-Umschrift verwendet (Beispiele: Xinjiang, Xi'an, Tianshan). Um sie richtig auszusprechen, muss man die Ausspracheregeln des Pinyin kennen. Obige drei Beispiele werden nach deutscher Lesart ungefähr wie folgt ausgesprochen: Sin'dschiang, Si'an, Tien'schan.

Quellen

Neben den unten aufgeführten Leseempfehlungen und Internetrecherchen habe ich vor allem folgende Tageszeitungen als Quellen genutzt: China Daily (englischsprachige Tageszeitung in China), Neue Zürcher Zeitung, Zürich, und Tages-Anzeiger, Zürich. Statistische Angaben (Jahreszahlen, Anzahl Einwohner, Anzahl Atomtests etc.) habe ich, wo möglich, durch zwei verschiedene Quellen gestützt. Allerdings differieren die Angaben mitunter erheblich. Wo dies der Fall ist, habe ich sie im Text relativiert (*rund 340 unterirdische Atomtests; das Karez-System soll, je nach Quelle, zweitausend bis fünftausend Kilometer lang sein*) oder allenfalls die plausiblere Zahl gewählt.

Leseempfehlungen

Reiseerzählungen und Literatur

Turkestan solo. Eine abenteuerliche Reise ins Ungewisse.
Ella Maillart. Frederking und Thaler, München, 2001,
ISBN 3-89405-121-3. Originalausgabe: Des montes célestes aux
sables rouges. Editions Bernard Grasset, Paris 1934.

Verbotene Reise. Die Expedition einer unerschrockenen Frau
durch Zentralasien. Ella Maillart. Wilhelm Heyne Verlag,
München, 1988, ISBN 3-453-05231-5. Originalausgabe:
Oasis interdites. De Peking au Cachemire. Editions Bernard
Grasset, Paris 1937.

Tataren-Nachrichten. Ein Spaziergang von Peking nach
Kaschmir. Peter Fleming. Eichborn Verlag, Frankfurt, 1996,
ISBN 3-8218-4134-6. Originalausgabe:
News from Tartary. A journey from Peking to Kashmir.
Jonathan Cape, London, 1936.

Gute Nacht, Herr Lenin. Reise durch ein zerberstendes Welt-
reich. Tiziano Terzani. Hoffmann und Campe, Hamburg, 1993,
ISBN 3-455-08533-4. Originalausgabe: Buonanotte, Signore
Lenin. Longanesi & Co., Mailand, 1992.

Fliegen ohne Flügel. Eine Reise zu Asiens Mysterien.
Tiziano Terzani. Frederking und Thaler, München, 2000,
ISBN 3-89405-087-X. Originalausgabe: Un indovino mi disse.
Longanesi & Co., Mailand, 1995.

Irrweg der Zivilisation. Ein Gesang aus Kasachstan.
Mughtar Schachanow. Pendo Verlag AG, Zürich, 1999,
ISBN 3-85842-353-X.

Reiseführer und Sachbücher

Die Seidenstraße. Mythos und Gegenwart. Claus Richter, Bruno Baumann, Bernd Liebner. Hoffmann und Campe, Hamburg, 1999, ISBN 3-455-11283-8.

Zentralasien. Usbekistan, Kirgistan, Tadschikistan, Turkmenistan, Kasachstan. Klaus Pander. DuMont Kunstreiseführer. DuMont Buchverlag, Köln, 2000, ISBN 3-7701-3680-2.

Seidenstraße. Von China durch die Wüsten Gobi und Taklamakan über den Karakorum Highway nach Pakistan. Anke Kausch. DuMont Kunstreiseführer. DuMont Buchverlag, Köln, 2001, ISBN 3-7701-5243-3.

Chinas Norden – die Seidenstraße. Andrea und Oliver Filling. Reise Know-How Verlag Peter Rump GmbH, Bielefeld, 1996, ISBN 3-89416-229-5.

Central Asia. Bradley Mayhew, Richard Plunkett, Simon Richmond. Lonley Planet Publications Pty Ltd., Hawthorn (Australia), 2000, ISBN 0-86442-673-9.

Silk Route by Rail. Dominic Streatfeild-James, Douglas Streatfeild-James. Trailblazer Publications, Surrey (UK), 1997, ISBN 1-873756-14-3.

Reiseetappen Tag für Tag

- 12.8.2000 Zugfahrt von Schaffhausen (7.53 ab) über Stuttgart und Berlin bis Warschau (23.00 an)
- 13.8.2000 Zugfahrt von Warschau (0.43 ab) nach Bialystock (3.10 an) und retour
Flug nach Moskau
Nachtzug Moskau (21.52 ab)
- 14.8.2000 St. Petersburg (6.25 an)
- 17.8.2000 Nachtzug St. Petersburg (23.59 ab)
- 18.8.2000 Moskau (8.30 an)
- 20.8.2000 Nachtzug Kasachstan-Express Moskau (23.55) ab, drei Nächte im Zug, über die russisch-kasachische Grenze und vorbei am Aralsee
- 23.8.2000 Schimkent (Kasachstan), 15.45, nach 61 Stunden, an Autofahrt zur kasachisch-usbekischen Grenze und weiter nach Taschkent (Usbekistan)
- 25.8.2000 Flug von Taschkent nach Chiva
- 27.8.2000 Autofahrt von Chiva nach Buchara (7 Stunden)
- 30.8.2000 Autofahrt von Buchara nach Samarkand (6 Stunden)
- 2.9.2000 Autofahrt von Samarkand nach Taschkent (5 Stunden)
- 3.9.2000 Autofahrt von Taschkent an die usbekisch-kasachische Grenze und weiter nach Dschabagly (Kasachstan, 3 Stunden)
Naturschutzgebiet Aksu-Dschabagly
- 6.9.2000 Autofahrt von Dschabagly zur kasachisch-kirgisischen Grenze und weiter nach Bischkek (Kirgistan, 6 Stunden)
- 7.9.2000 Autofahrt von Bischkek über den Issyk-Kul nach Naryn (5 Stunden)

- 8.9.2000 Autofahrt auf den Torugartpass zur kirgisisch-chinesischen Grenze und weiter nach Kaschgar (China, 10 Stunden)
- 11.9.2000 Autofahrt auf dem Karakorumhighway zum Karaköl (5 Stunden)
- 12.9.2000 Retour nach Kaschgar
Nachtzug Kaschgar (23.58 ab)
- 13.9.2000 Kuqa (13.00 an)
Tausend-Buddha-Grotten von Kizil
- 15.9.2000 Nachtzug Kuqa (13.24 ab)
- 16.9.2000 Turfan (4.30 an)
Ruinenstädte Gaocheng und Jiaohe, buddhistische Grotten von Bezeklik
- 19.9.2000 Nachtzug Turfan (18.33 ab)
- 20.9.2000 Dunhuang (5.15 an)
Mogao-Grotten, klingende Sanddüne
- 22.9.2000 Zugfahrt von Dunhuang (12.21 ab) nach Jiayuguan (17.26 an)
- 23.9.2000 Nachtzug Jiayuguan (18.30 ab)
- 24.9.2000 Lanzhou (7.49 an)
Autofahrt nach Xiahe (5 Stunden)
lamaistisches Kloster Labrang
- 25.9.2000 Rückfahrt nach Lanzhou
- 26.9.2000 Zugfahrt von Lanzhou (9.45 ab) nach Tianshui (15.26 an)
Maiji-Shan-Grotten
- 28.9.2000 Zugfahrt von Tianshui (15.34 ab) nach Xi'an (20.36 an)
- 1.10.2000 Nachtzug Xi'an (22.19 ab)
- 2.10.2000 Chengdu (15.54 an)
- 3.10.2000 Nachtzug Chengdu (14.48 ab), vorbei an Chongqing
- 4.10.2000 Guiyang (9.19 an)
- 6.10.2000 Autofahrt von Guiyang nach Kaili
Dörfer der Miao, Dong und Shui

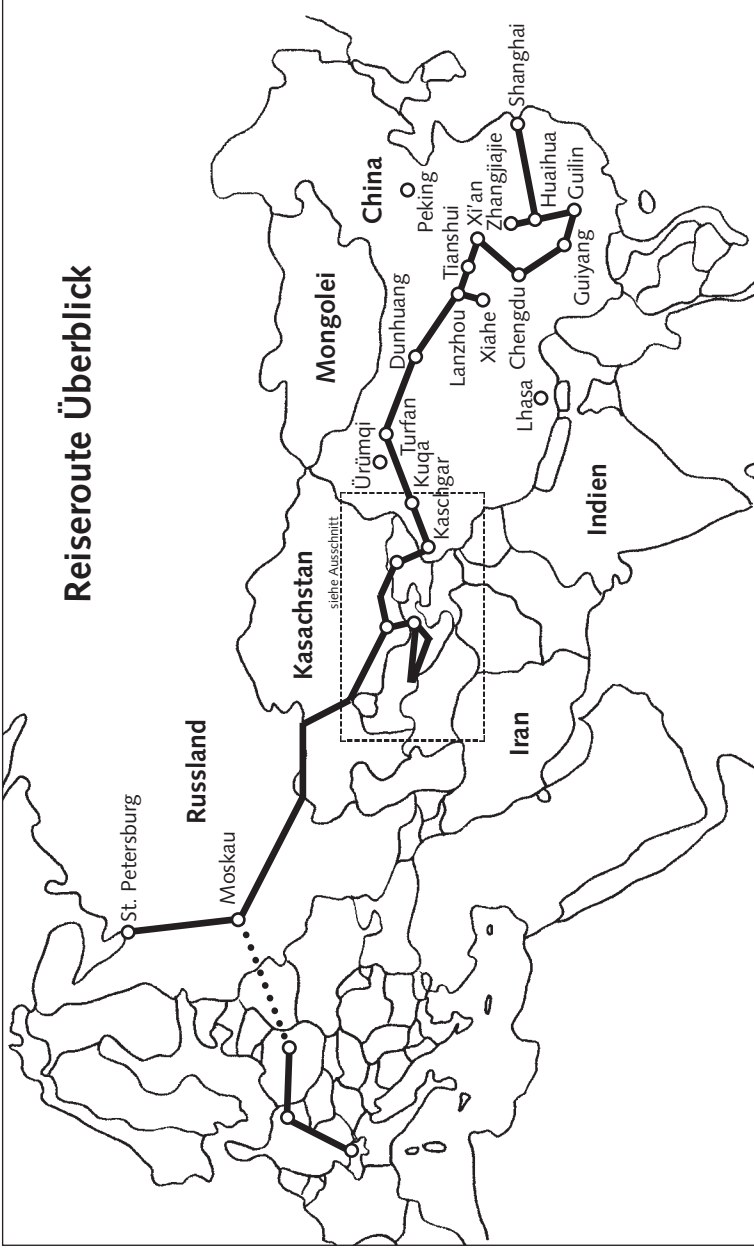
- 7.10.2000 Autofahrt von Kaili nach Rongjiang
- 8.10.2000 Autofahrt von Rongjiang nach Zhaoxing
- 9.10.2000 Autofahrt von Zhaoxing nach Sanjiang
- 10.10.2000 Autofahrt von Sanjiang nach Longsheng
Reisterrassen von Longji
Weiterfahrt nach Guilin
- 12.10.2000 Flussfahrt auf dem Li-Fluss von Guilin nach Yangshuo
- 13.10.2000 Radtour Richtung Xiping und zurück nach Yangshuo
Autofahrt nach Guilin (1 Stunde)
- 14.10.2000 Busfahrt von Guilin nach Liuzhou (2 Stunden)
Nachtzug Liuzhou (19.32 ab)
- 15.10.2000 Zhangjiajie (10.26 an)
Naturpark von Zjangjiajie
- 18.10.2000 Zugfahrt von Zhangjiajie (11.24 ab) nach Huaihua (16.15 an)
- 19.10.2000 Nachtzug Huaihua (7.37 ab)
- 20.10.2000 Shanghai, 12.31, nach 29 Stunden, an

Angaben in Lokalzeit

Total Stunden im Zug ungefähr 250

Total Kilometer zurückgelegt rund 18 500 (ohne Rundreise in Usbekistan, ohne Abstecher zum Karaköl und nach Xiahe)

Reiseroute Überblick





Ion Karagounis, 1964 in Zürich geboren, studierte Naturwissenschaften und absolvierte Zusatzausbildungen in Journalismus und Fotografie. Heute ist er Geschäftsleiter der Stiftung Praktischer Umweltschutz Schweiz Pusch. Er verfasst regelmäßig Beiträge über Umweltpolitik für Zeitschriften und Zeitungen. Seit zehn Jahren schreibt er zudem Reisereportagen, die in Schweizer Tages- oder Wochenzeitungen erscheinen.

*Informationen zu Tonbildschau,
Lesungen und weiteren Texten des Autors:
www.karagounis.ch*



[Artikel 17: Menschenrecht auf Eigentum]



Der Wald ist ihr Zuhause.
Spekulanten
geht er nichts an.

„Brot für die Welt“ hilft Naturvölkern, das Recht
auf ihr Land gesetzlich geltend zu machen.
Mit Ihrer Unterstützung können wir eine Menge bewegen:
www.brot-fuer-die-welt.de

Powered by PUBLICIS • Photo by G. Aschoff

**Brot
für die Welt**
Postbank Köln 500 500 - 500



Für eine solidarische Partnerschaft zwischen Nord und Süd



Helvetas engagiert sich in Afrika, Asien und Lateinamerika für die Grundbedürfnisse der benachteiligten Bevölkerung. Unsere Projekte erreichen Jahr für Jahr viele:

292'240 Menschen erarbeiten sich neu den dauerhaften Zugang zu sauberem Trinkwasser.

138'075 Menschen besuchen Ausbildungslehrgänge in Land- und Forstwirtschaft.

244'845 Menschen nehmen an Kultur- und Animationsanlässen teil.

Wir setzen uns für eine Entwicklung mit Zukunft ein: nachhaltig im Süden, solidarisch bei uns. 70 000 Spenderinnen und Spender helfen uns dabei.

Besten Dank!

Schweizer Gesellschaft für
internationale Zusammenarbeit

◀ **helvetas** ▶

Spendenkonto PC 80-3130-4
St. Moritzstr. 15 | Postfach | CH-8042 Zürich
Tel. +41 (0)1 368 65 00 | Fax +41 (0)1 368 65 80
www.helvetas.ch | helvetas@helvetas.org



Unterwegs sein auf der Seidenstraße, der berühmtesten aller Handelsrouten, mit der Eisenbahn, dem gewöhnlichsten aller Verkehrsmittel – mit dieser Idee bestiegen Christina Rütimann und Ion Karagounis in Schaffhausen den Zug und fuhrten in siebzig Tagen nach Shanghai.

Sie durchquerten Zentralasien, das seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion einen stillen Wandel vollzieht, und China, in dem trotz starrer politischer Strukturen kaum ein Stein auf dem anderen bleibt. In Usbekistan schwebten die beiden auf fliegenden Teppichen, in Kasachstan spürten sie wilde Bären auf und in China übten sie sich in der Kunst, mit Stäbchen frittierte Bienchen zu essen.

Auf ihrer Reise trafen die beiden Schweizer Menschen, denen der Wandel neue Chancen bot, aber auch solche, die vieles verloren hatten. Sie stießen auf eine einzigartige kulturelle Vielfalt – und auf einen fragwürdigen Umgang der Staatsgewalten mit ihren ethnischen Minderheiten.

Zentralasien und China suchen einen schnellen Weg in die Zukunft, doch die Probleme sind groß und die schwelenden Konflikte mit den Minoritäten könnten sich als Stolpersteine erweisen.



ISBN 3-8301-0483-9 SG: 61

